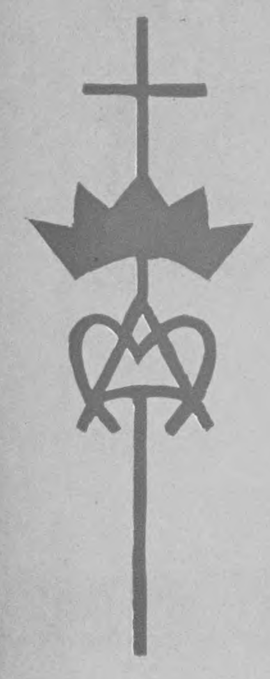
Februar
1948



# DER MARIENBOTE

# Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

No. 5 — Regina, Sask., Februar 1948 — 16. Jahrgang


# Dies und Das

**Fastenzeit.** Die Benennung der Wochen vor dem Osterfeste ist eigentlich nicht ganz richtig. Wir nennen diese Tage ‚Fastenzeit' und meinen wirklich, das Fasten sei die Hauptsache in der christlichen Vorbereitung auf die Ostertage. So wie das Essen nur den Leib am Leben erhalten soll, und wie das Leben des Menschen wichtiger als das Essen ist, so ist das Fasten während der vierzig Tage vor dem Auferstehungsfest nur ein Mittel, durch das der Christ etwas Anderes, weit Wichtigeres erreichen will.

Im Meßbuch, in der Präfation der vier Fastensonntage, lesen wir: „Durch das Fasten des Leibes drückst du die Sünden nieder, erhebst den Geist, gibst Tugend und Lohn." Dieser Satz gibt uns den Sinn der christlichen Fastenzeit sowie auch das Programm, nachdem der fastende Christ sich richten soll.

Seinen Leib kann keiner von uns vergessen. Immer spricht er zu uns, jede Minute des Tages und der Nacht hat er seine Verlangen. Wir nähren und wir kleiden ihn, wir sorgen uns im heißen Lebenskampf und in schwerer Arbeit um sein Heute und um sein Morgen, wir geben ihm Freuden und Genüsse, und alles das nimmt uns so weit in Anspruch, daß wir wenig daran denken, warum wir uns eigentlich ‚Christ' nennen.

Während der Wochen vor Ostern sollen wir dem Leibe nicht alles geben, wonach es ihm verlangt. Nicht einmal alle Nahrung. Und der Hunger des Leibes soll uns erinnern: Du hast auch eine Seele!

Bestimmung dieser Seele ist, daß sie sich hier auf Erden schon mit ihrem Gotte vereine und übermenschlich, gottdurchgnadet, vergöttlicht lebe.

Dem göttlichen Leben in uns stellt sich unser Hang zur Sünde entgegen. Zu oft lassen wir uns gehen und tun, was unseren Willen und unsere Begierden reizt. Ob wir dadurch das Gesetz des Herrn brechen oder nicht, kümmert uns wenig. Wir wollen irdisch leben. Das Himmlische soll uns Gott in seiner Gnade schenken, wenn wir gestorben sind.

Christus Jesus hat aber gelehrt, daß wir hier auf Erden schon durch ihn und mit ihm leben sollen, wie die Rebe mit und durch den Weinstock lebt.

An diese Glaubenswahrheit erinnert uns Sünder die Kirche während der Fastenzeit. Wir sollen etwas hungern. Und das Hungergefühl soll uns daran erinnern, was wir immer wieder vergessen: Daß wir eine unsterbliche Seele haben, die Gott durchgnaden möchte.

Weiter soll uns der Fastenhunger vor Augen halten: Die Sünde ist der Ruin deiner Seele. Darum unterdrücke sie. Absterben soll und muß alles, was untugendhaft und sündhaft an uns ist. Sterben muß es, wie Christus sterben mußte.

Lassen wir uns durch frommes Fastenhungern an die Seele und den Kampf gegen alles Sündhaf-

te in uns erinnern, dann erhebt sich unser Geist von selbst zu Gott hinauf. Nur aus Liebe zu ihm, der uns erschaffen, der uns erlöst, und der jeden einzelnen von uns heiligen will, legen wir unserem Leibe das Fasten auf. Keiner, der seinen Geist nicht betend zu Gott erhebt, kann das Fasten in Geduld durchhalten oder auch nur eine einzige seiner Schwachheiten zum Schweigen bringen.

Mit der Erhebung des Geistes zu Gott ist der zweite Punkt des christlichen Fastenprogrammes erfüllt. Ganz natürlich folgt ihm der dritte: Wer seine Sündhaftigkeit bekämpft, um zu Gott hinaufschauen zu können, der übt auch zu gleicher Zeit all' die Tugenden, die das wahre Christenherz in uns aufbauen. Wer Sünden bekämpft, muß tugendhaft werden. Wer nicht mehr lügen, nicht mehr zornig, unkeusch, ungerecht und lieblos sein will, muß die Tugenden der Wahrhaftigkeit, der Sanftmut, der Keuschheit, Gerechtigkeit und Liebe üben. Und er beginnt aufzustehen wie aus langem Schlaf der Sünde zu einem ganz neuen Leben der Reinheit und der Frömmigkeit.

Den vierten Punkt des christlichen Fastenprogrammes erfüllt Gott selbst. „Durch das Fasten des Leibes gibst du Lohn". Und dieser Lohn ist die neue Gnade Gottes, die in unsere Seelen sich senkt. Wo immer der Mensch nach ihr ruft, da kommt die Gnade und gibt unserer Seele ein Leben, das uns weder Vater noch Mutter geben können. Es ist das wirkliche Leben Jesu Christi, das da durch die Gnade in unserer Seele glüht und leuchtet. Wir sehen es nicht mit den Augen des Leibes, es ist aber doch da, und Gott hat sein Wohlgefallen an ihm. Durch dieses Leben erst werden wir, was wir sein sollen: Christenmensch.

Ueben wir nach diesem Programme unser diesjähriges christliches Fasten. Ostern ist ja nicht nur ein Erinnerungsfest an die Auferstehung des Herrn, Ostern ist die alljährliche Neu-Auferstehung des Sohnes Gottes in der Christenheit.

Ob Christus auch in uns am Ostertage neu leben wird, hängt von uns selbst ab. Stirbt das Böse in uns und begraben wir es, wie Christus für das Böse einmal starb und begraben wurde, dann wird sich die Auferstehung auch in uns vollziehen, und Christus wird in uns weilen in der ganzen Fülle seiner Göttlichkeit.



**Von der Zeit.** Es muß der Mensch sich wieder erinnern, daß alles Gottes Eigentum ist. Sein sind die Sterne des Himmels, und sein sind die Wogen der Meere. Sein ist die Luft die wir atmen, sein sind wir, und sein ist auch der Strom der Zeiten, den wir durchwandeln.

Es kommen die Tage, sie formen sich zu Wochen, und vergehen. Die Wochen wandeln sich in Monate, und auch sie ziehen dahin. Aus den Monaten werden Jahre, Jahrhunderte und Jahrtausende.

Jedes Jahr, das da in unserem kurzen Leben kommt und geht, baut oder zerstört etwas in uns, wie die Wetter der Natur bauen oder zerstören.

Den Wettern der Natur hat der Herr eine feste Ordnung gegeben. Jeder Monat hat seine eigenen Stürme und seine eigene Sonne, sein eigenes Fruchten und sein eigenes Vergehen. Aus der Ordnung der Monate entsteht das Keimen des Frühlings, das Reifen des Sommers, das Ernten des Herbstes, und die Ruhe des Winters.

Die Frucht, die daraus wächst, ist das tägliche Brot, das wir essen.

Groß ist das Verlangen des Menschen nach diesem Brot. Größer aber noch ist sein Hunger nach Licht und nach Liebe, und auch das Verlangen nach Gott und nach den Gaben des Satans.

Die Natur mit ihrer großen Ordnung, die aus den Wettern und aus der Sonne, aus den Wäldern und aus den Wolken des Himmels zu uns spricht, hat man den Träumern und den Dichtern überlassen. Der Mensch von heute lebt nicht mehr Natur, darum kann er auch nicht mehr den Weg zur Uebernatur finden. Was wir leben, nennen wir ‚Kultur'.

Die falschen Sonnen und das falsche Lieben, das wahnsinnige Kämpfen ewig neuer „Welterlöser" und die vielen Widersprüche dieser Kultur haben den Menschen in einen Wirbel der Ungewißheit gerissen, aus dem er sich nicht mehr retten zu können scheint.

Was ist heute noch fest und klar und sicher?

Was der eine wahr nennt, ist dem andren Lüge. Was einer als Gerechtigkeit verteidigt, bekämpft der andere auf Leben und Tod als Verbrechen. Was hier als Sünde bezeichnet wird, preist man dort als heiligste Rechte der neuen, freien Menschheit an. Was wir heute mit Eifer bauen, liegt morgen, zerschlagen von menschlicher Wut, rauchend zu unseren Füßen.

Inzwischen aber kommt und geht die Sonne ihre uralten Wege. In ihr, in den Welten, wo sie zu Hause ist, und auch in jenen Welten, die sie jeden Lenz zu neuem Leben erweckt, herrscht Beständigkeit. Dort ist alles noch sicher und bestimmt, und wir können uns nicht verrechnen.

Die Herrlichkeiten des Ewigen, die Unvergänglichkeit seiner Gesetze von Wahrheit, von den Ordnungen der Güte und der Schönheit, so wie auch die geheimnisvolle Ordnung der erlösenden Leiden spiegeln sich wieder in den großen Ereignissen der Natur, die uns die Monate des Jahres bringen.

Jeder Monat trägt vielmehr in sich als nur Werden oder Vergehen, Blühen oder Sterben, Saatzeit oder Ernten. Aus den Tagen eines jeden Monats spricht die Tochter Gottes, die Natur, zu uns vom ewigen Vater.

Sie spricht zu uns vom großen Meister aller Dinge und von seinem Widersacher, dem Drang des Menschen zum Meistertum der Sünde.

Sie spricht zu uns vom Segen der Ordnung und vom Fluch der Unordnung.

Sie zeigt uns, was geschehen muß, wenn Stürme keine Gnade mehr kennen.

Und wir lesen in ihr, was über ein Menschengeschlecht kommen muß, das alle Ordnung umkehrt. Das dem Verlangen der Sinne Vorrang gibt über das Erkennen des Geistes. Und dem Blut, dem Stolz und der Habgier mehr Pflege und Liebe als dem Kreuz der Selbstlosigkeit und des Sieges in Gott.

So ziehen sie durch unsere Zeitalter, die Monate Gottes, mit ihren ewigen Liedern. Sie singen vom Licht und von Nächten, von Beständigkeit und von Lügen, vom Schöpfer und vom siegenden oder zusammenbrechenden Schöpfergeist des Menschen.

Wollten sie doch wenigstens uns Christen den Sinn ihrer Sprache erschließen, auf daß aus dieser Erkenntnis wieder herauswachse der neue Christ, der durch Natürlichkeit wieder zurückfindet in die höheren Ordnungen des Uebernatürlichen, und von da zu Gott und zum Frieden.

Der Schriftleiter.

# Mutter der Barmherzigkeit

**Von Mina Wörner**



Es dämmert langsam und Sternenschein
Fällt dir ins güldene Herz hinein.
Und leise fragt dich der Abendwind:
„Maria, suchst du noch immer dein Kind?
Den blonden Knaben . . . stadtein, stadtaus?
Ach Mutter . . . er ist doch längst zu Haus!
Warum nur stiegst du aus aller Pracht
Des Himmels in diese schweigende Nacht?

Warum, ach warum nur? . . . Es wird mir so weh,
Wie ich im Dunkel dich warten seh.
Und plötzlich ist mir im klagenden Wind,
Du riefest mich, dein verlorens Kind,
Und ich müßte in meinem verzweifelten Harm
Mich bergen in deinem Mutterarm.
Und müßte dir leise, mit zuckendem Mund
Erzählen von einer verlorenen Stund,
Aus der meiner Seele Zerwürfnis und Gram
Und die Reue wühlender Nächte kam.
Und müßte dich bitten in zitterndem Leid:
O führ' mich den Weg in die Seligkeit!

Ich wollte, du kämest noch einmal
Zu uns in dieses Tränental
Und stündest einsam im sinkenden Tau
In unserer Gasse — — du heilige Frau!

Ich wollte, du kämest noch einmal
Zu uns in dieses Tränental
Und stündest einsam im Abendwind
Und suchtest noch immer, noch immer . . . dein Kind.

# Die Muttergottes am Fernsprecher

Von Elise Miller

Irgendwo in der schwäbischen Hochebene steht ganz in der Einöd ein kleines Hofgut. Eigentlich nur ein Höfchen, die Heimat eines „Küh-bauern".

Weit und breit um das langgestreckte niedere Haus nichts zu sehen als Feld, Wiese und Wald.

Wenn dieser Boden alle dem „Holzstockbauer" gehört hätte, dann stände er reich und angesehen da. Aber nur wenig Erde war in dieser meilenweiten Hochlandfläche sein Eigentum. Der Holzstocker und sein Weib hatten immerhin zwei Stunden zu gehen, um zu einem der ebenso einschichtig liegenden großen Höfe zu gelangen. In das nächste Dorf war es ein Weg von gut vier Stunden. Ein erbärmlicher, ausgefahrener, holperiger Feldweg.

Das einzelne Höflein mit den paar Kühen war den drei angrenzenden stolzen Besitzern längst ein Dorn. Jeder hätte es gern an sich gezogen, die kleine Insel der fleißigen, ärmlichen Zufriedenheit verschlungen; aber der Holzstocker war ein Zäher, so einer wie sein Name sagt: ein Knorriger, Kräftiger.

Seit undenkbarer Zeit saßen hier seine Vorfahren und hielten sich mühsam ihr freies Heim gegen den machthaberischen Andrang der Großbauern.

An ein Vorwärtskommen war nicht zu denken. Das Land ringsum lag in zu sicheren Händen. Schön war es aber dennoch da oben, so allein Herr, so allem Gerede und Geklatsche abweg, vom Morgen bis Nacht in fleißiger Arbeit um Kuh, Geiß, Schwein, und Henne.

Als der junge Holzstocker aber ein kräftiges, fleißiges Weib heimgeführt, sah er bald: zeitweis schafft die das alles allein; anderswo könnt' ich vielleicht erwerben, was hier unmöglich ist.

Er begann, sich im Viehhandel zu betätigen.

Zuerst sahen die fernen Nachbarn scheel zu dieser Neuerung der Geringen, bald aber benützten sie den rührigen Mann auch bei ihren Käufen und Verkäufen.

Der Holzstocker fand nun, ein Fernsprecher wäre sehr am Platz, um sein Geschäft noch gewinnbringender zu gestalten.

Das war eine große Geldausgabe für den kleinen Mann, aber wie freute sich sein Weib, als sie, in das kleine Kästlein horchend, ihrer alten Mutter feine Stimme so wohlbekannt ein: „Guten Tag, Sophie", reden hörte.

Er hoffte, daß ihm diese neuzeitliche Einrichtung bald zugute komme in seinem Handel.

Die fünfjährige Maria, sein ältestes Kind, stand mit weitaufgerissenem Mündlein in der Stube und sah nach dem schwätzenden Kästlein und wollte die Großmutter auch hören, und bettelte, bis der Vater sie emporhob und ihr von dem Wunderkästchen erzählte.

„Ueberallhin kann man da schwätzen?" fragte die Kleine mit heller Neugierde.

„Ja freilich, bis in den Himmel hinauf", antwortete der Vater lachend seinem wißbegierigen Töchterlein.

„Bis in den Himmel!" lispelte die Kleine in andächtiger Versunkenheit.

Wie sprang von jetzt ab das Mariele jedesmal hastig herbei, wenn das Fernglöcklein schellte. Wie oft fragte sie:

„Wo hat's jetzt hergeschwätzt?"

Wie es so kommt: die Neugierde seines Kindes, die den Vater anfangs gefreut, störte mit der Zeit. Er fuhr sie hart an, da sie einmal ein wichtiges Gespräch unterbrach.

Nun getraute sich das einsame, scheue Kind keine Frage mehr; aber das Mariele beobachtete das merkwürdige Kästchen genau. —

Das junge Paar war nun sechs Jahre verheiratet.

Die Frau war viel mutterseelenallein in der endlosen Weite, den Mann trieb das Geschäft Tage und Wochen in die Dörfer und Städte.

Der Wind schnob rauh über die Stoppeln. Die große, blonde Holzstockerin trat aus dem Stall, der dem Wohnhaus angebaut war, in den Hof und rief ein lautes: „Mariele, Mariele, geh her!"

Aus dem kleinen, viereckigen Gärtlein huschte das hellhaarige Mägdlein mit den letzten blauen Astern in den roten Händchen und streckte die Blumen der Mutter hin.

Die Mutter fährt im Drang der Arbeit flink über das Kinderköpfchen und sagt:

„Bleib in der Stub, es ist so kalt, als ob's schneien wollt, ich komm bald 'rüber. Wenn's Brüderle schreit, kommst in den Stall und holst mich."

Das Mariele trägt ihr Sträußchen glücklich in die niedere, helle Stube.

Da gehen zwei breite Fenster in den Hof und in das Land hinaus, und eines dem nahen dunkeln Tannenwald zu, der Abendsonne.

---

**Merk es dir, ergrauter Vater,**
**Sag es auch dem Mütterlein:**
**Soll der spätere Lebensabend**
**Ohne Nahrungssorgen sein,**
**Gib du die erworbnen Güter**
**Nicht zu früh an Kinder ab,**
**Sonst wirst du zu ihren Sklaven**
**Und sie wünschen dich ins Grab.**
**Kinderdank ist Seltenheit,**
**Wer besitzt, den wird man achten,**
**Brot zu betteln heißt: ‚Verschmachten',**
**Brot zu geben: ‚Seligkeit'.**

Ein feierlich stiller Blick nach allen Seiten. Mariele klettert auf die Wandbank und steckt die blauen Astern in den Herrgottswinkel, wie sie's bei der Mutter immer sieht.

Die Holzstockerin war in einem Pfarrdorf daheim. So sehr ihr die große Ruhe und Selbständigkeit da oben gefiel, so sehr litt sie an den Sonn- und Festtagen. Kein Glockenton drang in diese abgelegene Ferne, keine Kirchturmspitze sah über Feld und Wald grüßend auf ihre Hütte.

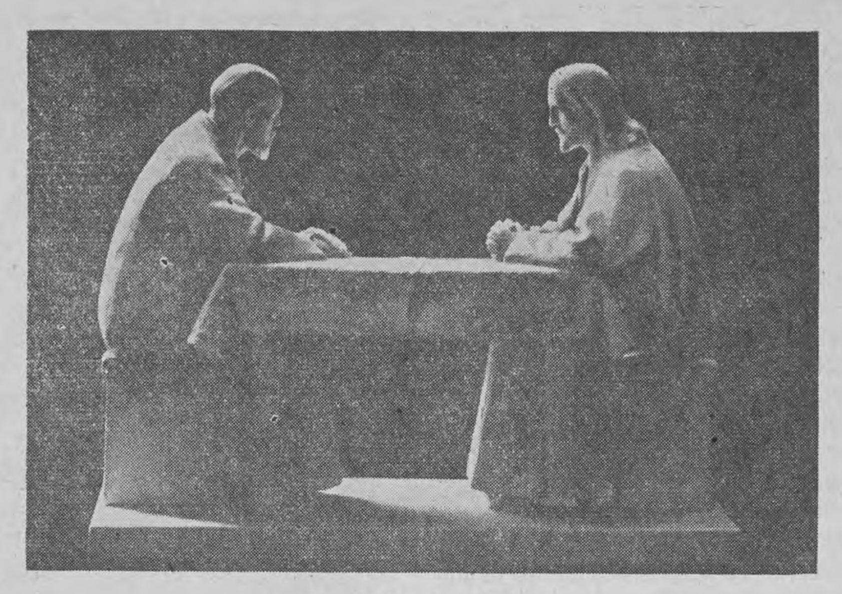
Ein Gang von wohl acht Stunden hin und her, das war eine weite Strecke. Nicht regelmäßig, besonders nicht bei recht schlechtem Wetter konnten die Holzstocker die Kirche besuchen.

Dadurch war die Holzstockerin innerlich frömmer geworden, als sie es in jungen Jahren gewesen. Sie schätzte jetzt den Segen des Gotteshauses, die Gnade des Gottesdienstes. Es war ihr leid, daß ihre Kinder aufwachsen mußten schier ohne Adventsehnsucht und Krippenfeier, ohne Fastenpredigt und Maiandacht. Sie erzählte dem kleinen Mägdlein von den Festen der Kirche, von dem feierlichen Hochamt, von Weihrauchduft und Kerzenglanz, von den Bittgängen in das sprossende Feld und von den feierlichen Prozessionen des Fronleichnamstages. Das kleine Mariele wuchs auf mit einem Herzchen von Sehnsucht nach all dem Schönen und Heiligen, von dem die Mutter redete. Das Heimweh der Mutter nach dem Lebenshauch ihrer Kirche lebte und litt auch in der Seele des einsamen Kindes; das Kind hatte eine stille, fromme Seele. Mariele war dazu ein kluges, wißbegieriges Mägdlein.

Des Vaters Erzählung von dem Leben und Handeln da außen in der Welt horchte sie mit verständigem Gesichtlein zu, und manch eine kluge Frage überraschte die glücklichen Eltern.

Die Familie erlebte in ihrer Weltabgeschiedenheit frohe, zufriedene Tage.

Der Winter freilich da oben war rauh und endlos. Von Mitte Oktober bis in den Mai Wind und Sturm — Schneeflächen von erschreckender Ausdehnung und Tiefe.



**Jesu Lehre.**

Gerade diese Zeit war dem Viehhandel günstig, denn die Tiere standen arbeitslos im Stall, und mancher verkaufte, um den Winter hindurch das kostbare Futter zu ersparen und dazu noch einige Hunderter zu ernten für nötige Neuerungen.

Da war nun eine große Stille um das einsame Haus. Die kräftige Frau hatte der Arbeit genug in Stuben und Stall. Furcht kannte sie keine. Hier herauf verirrte sich kein Bettler oder Wegelagerer, das war für dergleichen Gelichter zu aussichtslos. Ihr großer Haushund hatte so selten im Monat Grund, mit lautem Bellen fremde Besuche anzumelden.

Der Postbote fuhr jede Woche einmal, am Samstagmittag, auf dem hundert Schritt entfernten Feldweg her. Er nahm Bestellungen für nächste Woche mit und brachte die nötigen Sachen aus dem größeren Postorte. Einen Band Zeitungen legte er auch jedesmal an den Wegrain, von der ganzen Woche her.

Der Sonntag war dann der Tag, wo die Frau mittags in den Papieren blätterte und erfuhr, was draußen wieder Arges geschehen diese kurze Woche. „Viel Gutes steht nie drin, sei froh, daß du's nit lesen kannst", antwortete sie mißbilligend dem neugierig fragenden Mägdlein.

Heute war es ihr so wie so nicht gut. Schon Freitags, als der Mann ging, fühlte sie eine Müde und eine Hitze in sich, aber sie wollte ihn nicht abhalten.

„Das vergeht wieder", dachte sie, die immer hart zu sich selbst war.

Der Sonntag ging dem Abend zu, das einsame Weib fühlte sich immer unbehaglicher.

In der Stube war eine grelle, gelbweiße Helle. Die scheidende Sonne lag schräg auf der weißen Fläche und blendete die Augen.

„Mutterle, du hast so einen roten Kopf", sagt das Mariele und klettert zu der auf der Ofenbank müd sitzenden, frierenden Mutter hin.

„Wenn ich nur nit krank werd', Mädele", seufzt die Mutter angstvoll auf.

„Krank!" sagt das Kind voll Schrecken und fragt weiter: „Dann kannst nimmer aufstehen, wie das Brüderle im Sommer. — Mutterle, du darfst nit krank werden, wenn der Vater fort ist", sie streichelt die fieberroten Wangen der geängstigten Frau.

Diese rafft sich auf ihres Kindes Rede wieder empor und sagt entschlossen:

„Recht hast, Mariele, ich darf nit krank werden", aber schon fühlt sie sich wieder schwach, mit feuchten Augen fügt sie bei: „Lieber Herrgott hilf, das wär' ja ein grausiges Elend — und wo der Vater ist, weiß ich gar

nit."

Sie redet mit sich selbst weiter: „Jetzt versorg' ich das Vieh, dann essen wir, und dann steck' ich mich ins Bett, mach' mir vorher einen Schwitztee, dann wird's bis morgen wieder gut sein!"

Mühsam, vom Taumel ergriffen, geht die Einsame ihren Pflichten nach — — dann kommt die Nacht und das Fieber.

Sie wälzt sich in den Kissen, sie beruhigt ab und zu mit erwärmter Milch den kleinen Knaben und zittert frierend und brennt im andern Augenblick.

Sie fühlt: jetzt bist krank und kein Mensch weitum, am Morgen kannst am End' nicht mehr aufstehen . . . . Heilige Muttergottes, hilf!

Wenn es Tag wäre, könnte sie am Fernsprecher Hilfe rufen — aber — so langsam gehen die Stunden der Nacht — — — Hilf, Herrgott, hilf!

Der Morgen graut. Die kräftige Bäuerin liegt besinnungslos in Fiebern, redet irre und hört nicht die weinende Stimme ihres Töchterleins: „Mutterle, sag' doch ein Wörtle! — Mutterle, das Brüderle schreit! — Mutterle, es ist so kalt!"

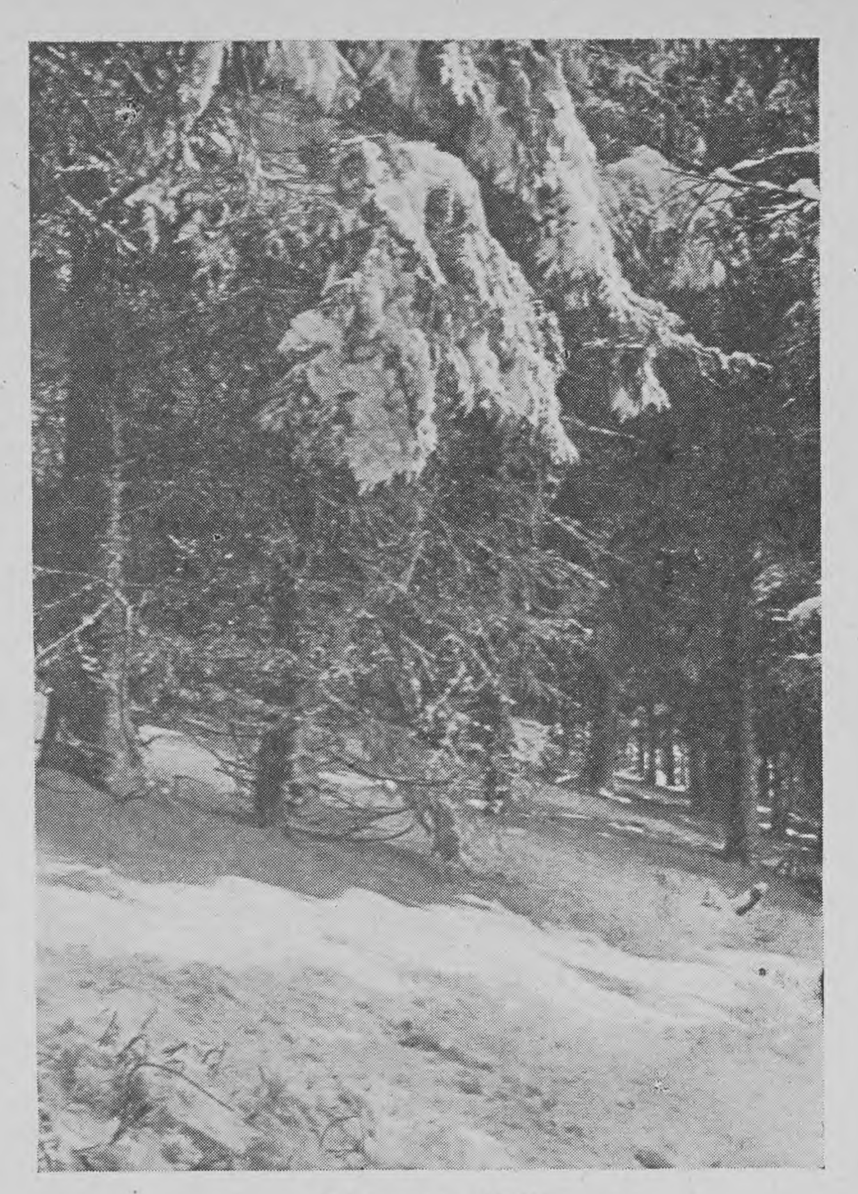
Ein aufgedunsen hochrot Gesicht, fast fremd für das verlassene Kind, schiebt sich in den Kissen hin und her.

Das Mariele sieht: jetzt ist die Mutter recht schwer krank geworden. Sie gibt dem weinenden Brüderlein den Gummizapfen und beruhigt es so einige Zeit.

Dann geht das Mägdlein in die kalte Stube hinab, dreht am Fern, legt ihr schmerzzuckend Mündlein an den Sprecher und sagt mit kindlich scheuem, doch traulichem Stimmchen: „Liebe Muttergottes im Himmel, die Mutter ist so krank, und niemand ist da — liebe Muttergottes, komm und hilf!" Dann muß die arme, treugläubige Kleine laut weinen ob ihrem Elend und zu reden aufhören.

Das Höhrrohr zu gebrauchen, versteht das Mariele nicht. Sie läutet auch nicht ab. Sie nimmt die Hörmuschel wohl ab, weil die Eltern so taten, sie hängt sie aber nicht mehr hinauf.

Nun bleibt, ohne daß das Mariele es weiß, die Verbindung mit ihrem Kinderhimmel offen.



**Februar im Wald.**

Das Mariele redet in schluchzenden Tönen laut mit sich selbst.

Nach einiger Zeit beruhigt sich das Kind, geht wieder zum Fern und sagt wieder: „Die Mutter ist so krank, und niemand ist da, hilf doch, liebe Muttergottes!"

Eine Stunde vergeht. Das Unglück des Mägdleins wächst.

Das Brüderlein läßt sich nicht mehr trösten. Die Mutter wirft sich stöhnend hin und her. Das Mariele friert. Endlich holt es Holz und zündet achtsam ein Feuer an im Kammerofen und stellt eine Milch nebenan. Dann geht es in den Stall und streut Futter vor die brüllenden Tiere. Das beruhigt diese aber wenig. Die Kühe wollen ihrer Milch befreit sein, dazu ist das Mariele zu klein und unerfahren.

Zwischenhinein geht das Kind wieder in die Stube und bittet in den Sprecher:

„Liebe Muttergottes, hilf doch — die Mutter ist so krank — wir haben so Hunger — kein Mensch ist da. —"

Droben liegt das besinnungslose Weib, es schreit der kräftige Knabe — sie hört ihn nicht —, im Stall brüllt das Vieh oft und öfter, in der Stube redet das unschuldige Kind weinend

mit dem Himmel. Draußen schneit es in großen, dicken Flocken. Man sieht nicht das kleine Gärtchen. Ein weißer, flaumiger Wirbel deckt alles zu.

Es ist morgens um neuen Uhr. Fräulein Lina Groß sitzt auf der Fernsprechstelle und häkelt eifrig an einer Spitze. Die Verbindungen strengen sie gegenwärtig nicht sehr an. Es ist erst Anfang Winter, und der Weihnachtsverkehr begann noch nicht.

Das Fräulein ist die Tochter eines verstorbenen Beamten. Sie versieht ihr oft recht aufregendes Amt mit Gewissenhaftigkeit und Ruhe. Es freut sie, daß sie in so jungen Jahren sich schon eine selbständige Stellung erworben hat und daß sie zudem in ihrem Heimatort bleiben durfte, im Elternhaus, bei der lieben, einfachen Mutter.

Sie ist in der ganzen Umgegend von Jugend auf bekannt, was ihr den Dienst sehr erleichtert.

Sie ist ein stilles Mädchen. Ihre Erfahrungen auf dem Fernamt lehrten sie, noch zurückgezogener als je zu bleiben.

Sie mußte da so vielerlei Ungenauigkeiten, so vielerlei falsche Schmeichelei und Lüge, so viel Worte ungetreuer Freunde anhören, sie kannte diese Menschen beinahe alle, hörte, wie ihre Worte ihren Handlungen so oft widersprachen, wie sie sich die Geschäfte verkleinern oder gar verdarben — sie sah Fäden sich verwirren, Unfrieden da und dort — wo keiner wußte, woher er kam — — am Fernsprecher wuchs so viel menschliche Schwäche, wurde so viel gesündigt. . . .

Fräulein Lina hatte den Diensteid geschworen, sie schwieg — aber — sie wurde noch stiller, noch einsamer.

Wie sie nun so emsig häkelt und draußen ein friedlich schönes Schneien beginnt — läutet es auf einmal an.

Das Fräulein hört ein feines Stimmlein inniglich bitten: „Liebe Muttergottes, hilf! Die Mutter ist so krank, und kein Mensch ist da!“

Ihr wird ganz eigentümlich — täuschte sie sich, oder sprachen in Wahrheit diese Worte aus dem Fern? — Ein Blick nach der Nummer, und sie weiß, das ist der abgelegene Holzstockerhof, der da anläutete.

Sofort beginnt sie zu fragen in den Sprecher hinein. Es wird ihr keine Antwort. Angestrengt lauscht sie hin — — hört sie nicht unterdrücktes Weinen?

Das warmherzige Gemüt des Fräuleins ist in großer Unruhe. Sie kennt die Einödleute, wie sie alle Leute hier kennt, vom Sehen und vom Wechsel des Grußes — was soll sie tun?

Von Zeit zu Zeit sucht sie aufs neue Verbindung mit dem Hof herzustellen. Es gelingt ihr nicht. Das bestärkt ihre Sorge. Eine Stunde geht hin — wieder hört Fräulein Lina ganz deutlich ein bittendes Kinderstimmchen: „Liebe Muttergottes, die Mutter ist so krank, hilf doch, niemand ist da!“

Was soll sie jetzt tun? Gewiß war da etwas nicht in Ordnung — ein verlassenes Kind weinte und betete, die Mutter war krank. . . .

Sollte sie die so seltsame Angelegenheit dem alten, griesgrämigen Sekretär mitteilen? Der würde höchstens sagen: „Sie sind überreizt, nervös, hysterisch!“ — Nein! Sie mußte hier auf eigene Faust handeln.

Kurz entschlossen läutet sie den alten, erfahrenen Arzt an. Er ist nicht zu Hause. Sie soll in einer Stunde wieder fragen.

Ach Gott! — das Fräulein ist in Aufregung — eine Stunde ist so lang! Weint nicht wieder das Kind?!

Ganz deutlich hört sie das betende Wimmern. Noch einmal läutet sie dem Arzt. Sie bittet, ihn doch sofort nach seiner Rückkehr zu ihr auf das Amt zu senden: es eilt!

So kommt denn der Doktor in das Amt und schaut mit durchdringend fragenden Augen das errötende, plötzlich ganz verlegen Fräulein an.

Er schüttelt sich den Schnee vollends vom Pelz und fragt väterlich vertraulich: „Nun, was ist denn in Sie gefahren, Fräulein Lina, daß es gar so eilt, Sie sehen wahrhaft nicht kränklich aus . . . “

Sie unterbricht ihn stotternd. Ganz dumm kommt ihr plötzlich diesem nüchternen, verständigen Mann gegenüber die ganze Sache vor.

„Wie ein Traum ist's“, endet sie stammelnd ihre Erzählung.

Der Doktor horcht, halb mit Kopfschütteln, halb mit Lächeln, halb ernst. Er kennt die Holzstöcker. Seit fünfunddreißig Jahren ist er hier Arzt. Kein Haus ist, das ihn nicht einmal brauchte. Er schüttelt zuerst ungläubig den grauen Kopf. Die Holzstöckerin ist ein kräftiges Weib — was konnte die so niederwerfen, daß sie nicht einmal mehr an den

# Psalm 22

**Mein Hirte ist der Herr, nichts mangelt mir,**
**Er weidet mich auf grüner Au.**
**Er führt mich hin zum Born der Labe,**
**Dort spendet Er Erquickung meiner Seele.**
**Er leitet mich auf rechten Pfaden,**
**Um Seines Namens willen.**
**Auch wenn ich wandeln muß in Todesschatten,**
**Kein Unheil fürchte ich,**
**Du bist bei mir.**
**Dein Stecken und Dein Stab, die trösten mich.**
**Du hast den Tisch mir zubereitet,**
**Den Feinden zur Beschämung.**
**Du hast mein Haupt mit Oel gesalbt;**
**Mein Kelch, wie köstlich ist er mir gefüllt!**
**So möge Deine Huld mich denn geleiten**
**Durch alle Tage meines Lebens,**
**Im Haus des Herrn darf ich verweilen**
**Durch alle meine Tage.**

Fernsprecher zu krabbeln vermöchte — — und doch — — man weiß nicht — seine reiche Erfahrung lehrte ihn, daß alles möglich war.

Das Fräulein versuchte unter den Gedanken des Arztes nochmal, mit dem Hof in Verbindung zu treten. Es war wieder umsonst.

Das machte auch den Arzt stutzig. Er sah angelegentlich in das heftiger werdende Schneetreiben und murmelte bauernkräftig, wie er in den langen Jahren geworden war:

„Bei dem Schandwetter mit einem alten Schimmel solch einen Weg! — Fräulein, Fräulein, — Sie bringen mir eine saubere Botschaft!"

Dann besinnt er sich kurz: „Die Holzstockerin ist die Tochter vom Küferalois, auf alle Fälle muß ihre Mutter mit mir hinauf!"

„Sie wollen gehen, Herr Doktor?" fragt das Fräulein erleichtert und erfreut.

„Was kann man da anders tun?" antwortet kurz angebunden der Menschenfreund.

Schon wendet er sich dem Ausgang zu. Das Fräulein bittet: „Ich darf heute noch erfahren, was ist, bitte, Herr Doktor?"

„Selbstredend! brummt er und stampft ab.

— — — —

Der Mittag kommt.

Das Mariele hat des Brüderleins Hunger mit Milch gestillt, sie selbst hat wenig nur genippt an der warmen Labung. Dann sitzt sie mit tränenden Aeuglein an der fiebernden Mutter Bett gekauert und hascht nach der immer unruhig hin und her fahrenden Hand der Kranken.

Die Mutter hört auf kein liebes Wort, sie will nichts und antwortet nicht. Ihr liebes Gesicht ist verzerrt und dick und rot.

Von Zeit zu Zeit stiehlt sich das arme kleine Mägdlein hinweg und huscht die Treppe wieder hinab, um durch das Fern in den Himmel zu rufen: „Helft doch mei'm Mütterlein! Liebe Muttergottes, hilf!"

Wie sie nun nachmittags einmal ihren großen Herzensjammer so heiß vertrauend der Gottesmutter zuruft, hört das Kind die liebe, leise Antwort: „Sei still, Kleine, die Muttergottes schickt dir deine Großmutter zu Hilfe!"



Saskatchewan im Februar.

Das Mariele steht wie versteinert da, sie hat's gehört, ganz fein hat eine Stimme geredet: die Muttergottes hilft, und die Großmutter kommt.

Das Kind hastet die Stiege hoch, wirft sich an der Mutter zerwühltem Bett nieder und stammelt freudeerregt: „Mutterle, die Muttergottes hat mit mir geredet, sie hilft, jetzt wirst du schnell gesund . . . und die Großmutter kommt."

Die fieberkranke Mutter hört nichts von dem großen Erlebnis ihres lieben Kindes. Das Kind erschrickt auch gar nicht mehr ob der Kranken Teilnahmslosigkeit. Es weiß, daß Hilfe kommt, und ist beglückt in seligem Glauben.

Schon beginnt es zu dämmern, die Sonne, die den dichten Schneefall nicht zu durchdringen vermochte, ist verdeckt von Wolkengebilden, es nachtet früh. Dem stillsitzenden Mariele beginnt bange zu werden — ihr Herzchen fragt: „Liebe Muttergottes, warum hilfst du so lang nicht?"

Und sie betet mit kindlichem, großem Vertrauen — da fährt im untern Gang der Karo bellend auf — von draußen klingen Schlittenglöckchen — das Kind eilt frohgemut zum Kammerfenster.

Ein eingeschneiter Schlitten, zwei weiße, eingeschneite Menschen.

Schnell ist das Mariele an der Haustüre.

Der alte Doktor hilft der noch älteren Großmutter aus dem Schlitten — sie schüttelt sich emsig den dicksten Schneepelz ab. Dann drückt die Großmutter ihr Enkelkind an sich, der Doktor stampft schon die Stiege hinauf und findet die Kammer, wo die Kranke liegt.

Er schüttelt herb den Kopf, wie er das kräftige Weib in solch schwerer Bewußtlosigkeit findet.

Die Großmutter beruhigt zuerst das wie rasend brüllende Vieh im Stalle.

Der Doktor greift zu wie eine Magd, er hackt Eis am Brunnen für die Kranke. Dann gibt er der erschrockenen Großmutter Anweisung für die Nacht und verspricht ihr für morgen eine barmherzige Schwester als Pflegerin.

Die Holzstockerin liegt Wochen lang da. Als in vierzehn Tagen ihr Mann heimkehrt, ist das Fieber noch nicht ganz gewichen.

Am Weihnachtsabend sitzt sie end-

lich im Bett auf und herzt ihre Kinderlein.

Mit Ostern geht sie langsam in das Gärtlein und pflückt die ersten Primeln für den Herrgottswinkel. Im Sommer ist sie wieder gesund, aber sie braucht eine kleine Magd als Stütze. Ihr Mann läßt sie nimmer allein.

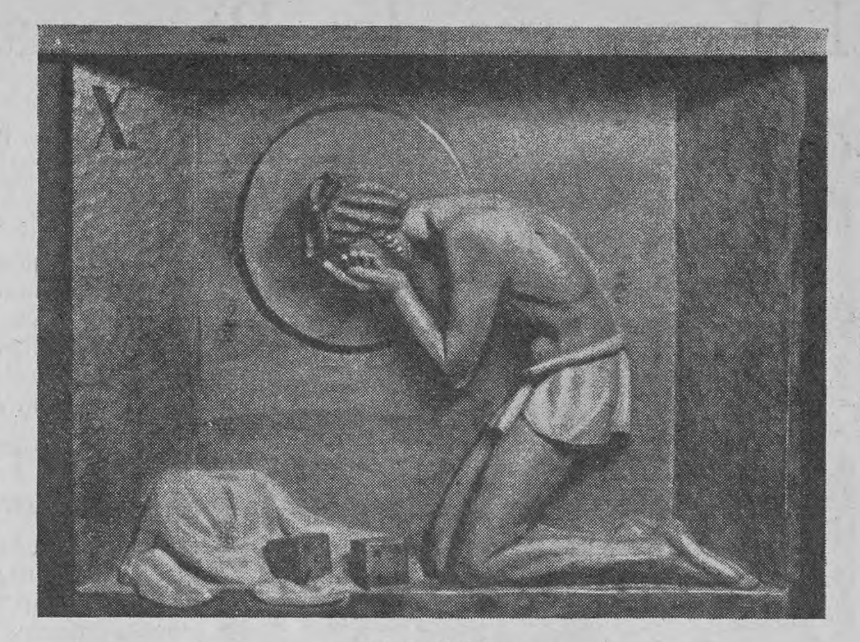
An den Sonntagen kommt manchmal Besuch, lustige Ausflügler: Fräulein Lina mit einigen Bekannten.

Sie sind hochwillkommen bei den einsamen Bauersleuten.

Das Mariele hat mit dem Fräulein besondere Freundschaft geschlossen, und das Fräulein mit ihr

Ueber Marieles Bettchen hängt ein schönes Muttergottesbild, der gute Farbdruck eines großen Kunstwerkes: Maria mit ihrem göttlichen Kindlein auf dem Arme: die Sixtinische Madonna steht darauf. Das Fräulein schenkte es dem frommen Kind.

Mariele schaut morgens und abends mit glückseligem Gesichtlein zu der schönen Gottesmutter, und ihre Eltern freuen sich mit ihr, wenn das fromme Kind seine Wiesenblümlein an den schlichten Rahmen der Gottesmutter steckt.




**Jesu Leid.**

# Der dumme Baer

Zahllose Zuschauer hatten sich zu dem mittelalterlichen Turnier eingefunden. Hei, waren das für Prachtspferde, auf denen da eisengepanzerte Ritter mit vorgehaltenen Lanzen aufeinander losstürmten! Und wenn die Speere splitterten, griffen die Kämpen zu den Schwertern, den blitzenden. Es ging zwar nicht auf Leben und Tod, denn es waren nur Freundschaftstourniere, aber es ging um Vorrang und Auszeichnungen.

Wie strahlte der Ritter vor Freude, wenn es ihm gelang, seinen Partner aus dem Sattel zu werfen oder ihn sonst kampfunfähig zu machen!

Wie jubelten die Zuschauer ihm zu und klatschten Beifall!

Auf einmal kam eine unerwartete und ungewöhnliche Sondernummer. Ein Knappe stellte mitten in den Turnierplatz ein Becken. Dann ertönte das Trompetensignal und ein Bär trottete aus dem Verließ heraus. Aller Augen sind auf ihn gerichtet.

Der Bär hebt seinen Kopf. Er scheint etwas besonderes zu wittern. Schnurstraks trottete er auf das Becken zu, von dem ihm ein süßer Duft entgegenströmt. Schon ist er dort und steckt begierig seine Schnauze hinein, doch alsbald fährt er zurück, läuft ein paar Schritte davon und heult in grimmigem Schmerz.

Das Becken war nämlich mit siedendem Honig gefüllt.

Es geht nicht lange, da nähert sich der Bär abermals dem verhängnisvollen Gefäß mit seiner Lieblingsspeise. Wieder steckt er die Schnauze hinein und wieder fährt er heulend zurück.

So geht es eine gute Weile, und unter schallendem Gelächter machen sich die Zuschauer lustig über den dummen Bären, der sich so jämmerlich die Schnauze verbrennt und doch der Versuchung zum Genießen des Honigs nicht zu wiederstehen vermag.

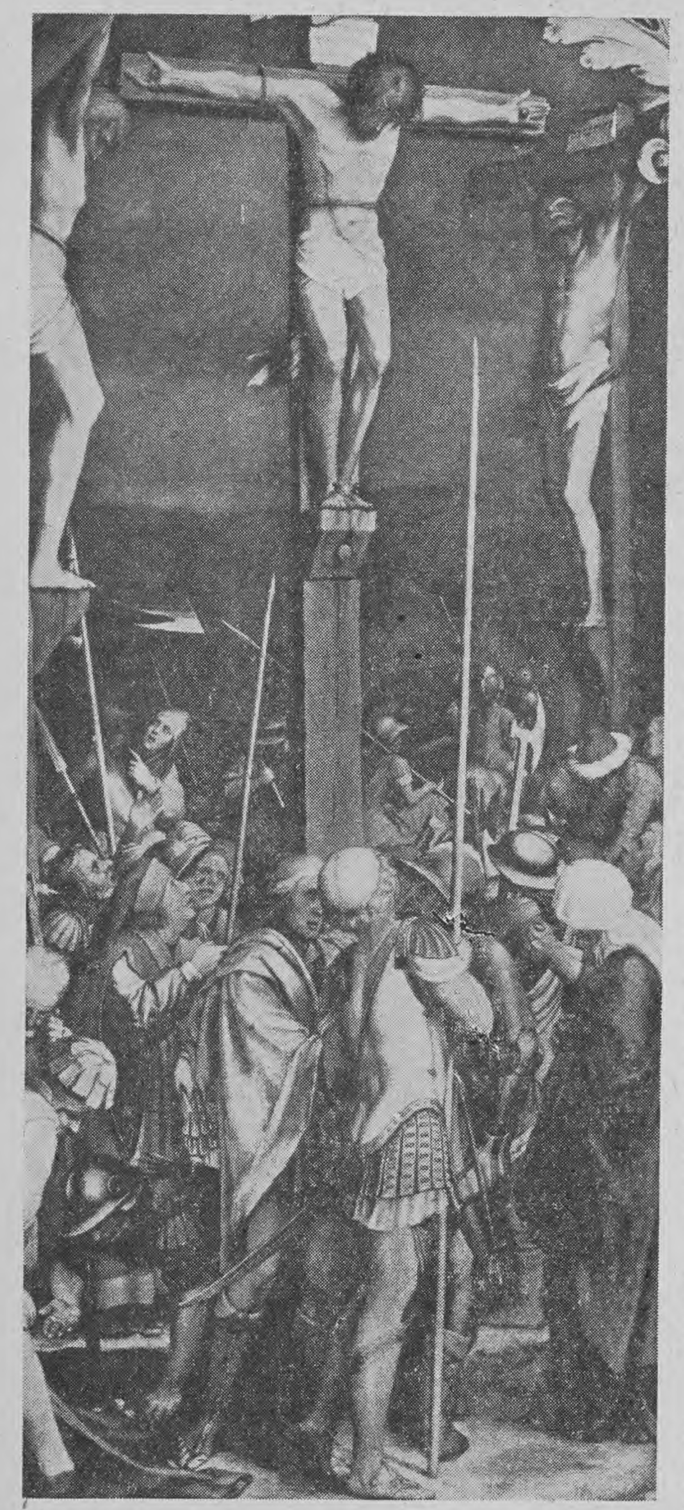
Auf einmal schallt eine Donnerstimme in die Versammlung der Fröhlichen hinein: „Sünder! Ihr lacht? Seht dort euer Bild! Hundertmal habt ihr die sündhafte Lust eures Herzens befriedigt, hundertmal euch Strafe und Gewissensbisse zugezogen, hundertmal bereut und Besserung vorgenommen, und hundertmal seid ihr wieder zur gleichen Sünde zurückgekehrt. So hört doch auf die Predigt dieses dummen Bären und zieht eine heilsame Lehre daraus!"

Wer immer die Fastnachtsvergnügungen aufsucht, möge dabei dieses Bild vor Augen halten und klüger handeln als der dumme Bär.

„Wir haben das Volk Gottes besiegt; aber ich fürchte, der Gott dieses Volkes wird uns besiegen."

# Lehren aus der Passionszeit

P. Jos. Schneider O.M.J.



Hans Holbein d. J.

**Jesu Kreuzigung**

Die Passionszeit veranschaulicht alljährlich die ungeheure Bedeutung Gottes und der Religion im Leben der Völker. Die Juden haben mit dem Erlöser und Seiner Gnade gespielt, und das wurde ihnen zum Verhängnis. Der hl. Augustinus faßt das ganze Trauerspiel in den meisterhaften Worten zusammen:

Die Juden suchten ihr Land und Volk zu retten,
Auf das Reich Gottes waren sie nicht bedacht,
Und sie verloren **Beides.**

Jeder, der das hl. Evangelium liest, sieht, daß sie in ihrer überwältigenden Mehrheit sich um Christus und Seine Botschaft nicht gekümmert haben. Der ewige Sohn Gottes kam und bot ihnen seine geistig-himmlischen Güter an: göttliches Wahrheitslicht; himmlisches Lebenswasser; Brot, das den Seelenhunger stillt; in einem Wort, die Fülle des messianischen Segens. Sie erkannten die Kostbarkeit des Angebotes nicht. Nur Abneigung und Kälte hatten sie für Jesus, und die verdichteten sich allmählich zur Feindschaft und zum tötlichen Haß. „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche!" Der Heiland klagt darüber bei Seinem feierlichen Einzug: „O hättest du erkannt, was dir zum Frieden dient! Wie oft wollte ich, doch du hast nicht gewollt!" Die unselige Entwicklung erreichte ihren Höhepunkt in der Karwoche, besonders am Karfreitag. Pilatus suchte den Herrn vor der Hinrichtung zu retten und läßt ihnen die Wahl zwischen Ihm und Barabbas, dem Mörder. Die Juden bestehen auf die Freisetzung des letzteren. „Was soll ich mit Jesus machen?, entgegnet der heidnische Richter. Sie brüllen: „Sein Blut komme über uns und über unsre Kinder!" Und sie stürzen sich auf ihr Opfer und treiben es mit eiskalter Berechnung in den Tod. Während der Heiland langsam am Kreuz verblutet, reiben sie sich die Hände vor Jubel und spritzen Ihm den Essig und die Galle ihres Spottes in die blutenden Wunden. Was hat es genutzt? Ihr Triumph sollte sich als elender Scheinsieg offenbaren und in ungeheurer Ernüchterung und Abkühlung enden.

Ein jeder von uns sieht auch, daß die Juden, je mehr sie sich dem Reich Gottes entgegen stemmten, desto mehr in rein irdischen Hoffnungen und Bestrebungen versanken. Sie verschrieben sich immmer mehr der Politik und der Mammonswirtschaft.

Popejus hatte im Jahre 67 vor Christi Geburt das hl. Land unterjocht. Teile des römischen Besatzungsheeres fanden sich überall in den Städten und Dörfern. Der Statthalter des Kaisers residierte in Jerusalem. Das war der dunkle Untergrund und mächtige Resonanzboden, auf dem sich der Ruf nach Freiheit erhob. Wiedereroberung der verlorenen Unabhängigkeit wurde die überwältigende

Sorge der Volksführer. Es ließ sie träumen von einem weltlichen Messiaskönig, der mit furchtbarer Schlagkraft die Legionen des Kaisers zerschmettern, seine Herrschaft über alle Heidenvölker ausdehnen und ein Reich jüdischer Hochfinanz, wirtschaftlicher Blüte und sinnenlustigen Schwelgertums begründen würde. Erklärt das nicht auf's Wort die Feststellung des großen Bischofs von Hippo? Sie gingen im Irdischen auf und verloren **alles**.

Der Heiland hat es ihnen angedroht, als Er am Montag und Dienstag der Karwoche im Tempel Seine letzten Reden hielt. Die Pharisäer benutzten die Gelegenheit wie immer zu verschmitzten Anschlägen gegen Ihn: „Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu zahlen?" Jesus macht ihre Angriffe zu schanden. Dann, zum fürchterlichen Gegenangriff übergehend, schleudert Er gegen sie das achtfache Wehe. Er kündet ihnen die Vernichtung an; unentrinnbar wird es wie ein Schwert über ihren Häuptern hängen, um sie eines Tages zu zermalmen.

> „Ihr habt mich verworfen; darum werde ich euch verwerfen.
>
> Ihr habt mein Evangelium verschmäht; darum wird es von euch genommen und den Heiden gegeben, die seine Früchte hervorbringen zur rechten Zeit.
>
> Ihr habt in geheimer Sitzung meinen Tod beschlossen; darum übergebe ich euch mit Stadt und Volk der Zerstörung; eure Kinder werden fallen durch des Schwertes Schärfe und gefangen unter alle Völker fortgeführt, und von Heiden wird Jerusalem zertreten, bis daß sich erfüllen der Völker Zeiten . . ."

Die Predigt gipfelte in dem Schreckensruf: „Wahrlich sage ich euch, von nun an sollet ihr mich nicht mehr sehen, bis daß ihr mir (kurz vor dem Weltgericht) in euren Kindern zujubeln werdet: Gebenedeit seist du, der Du uns ein letztes Mal die Gnade anbietest im Namen des Herrn." Es war des Heilands letztes öffentliches Wort an die ungläubige Nation. Wie ein Fluch muß es geschallt haben durch die weiten Tempelhallen.

Hat Jesus Recht behalten?

In fürchterlichster Weise! Die Juden haben das Evangelium verloren. Noch heute ringt sich kaum einer von ihnen zur wahren Kirche durch. Und sie haben Stadt und Heimat verloren bis zum Ende der Zeiten. 40 Jahre nach Christi Tod war Jerusalem ein rauchender Trümmerhaufen. Titus, der heidnische Eroberer, steht inmitten seiner wütenden Soldaten auf den zermalmten Befestigungswerken und ruft: „Das ist nicht die Arbeit meiner Legionen; das ist die Rache Gottes!" Und während er so spricht, winden sich ringsumher Ungezählte am Kreuz in Todesqualen. Und auf den Landstraßen ziehen endlose Kolonnen von Gefangenen dahin zu den Sklavenmärkten des römischen Reiches, um wie Schlachtvieh in den Stock Yards verschachert zu werden. Und heute noch, wo ich dieses schreibe, wird das jüdische Land von heidnischen Arabern zertreten. Heute noch wandert das 15 Millionen Volk unstät umher, von den fremden Gast-völkern nur geduldet und immer wieder an den verschiedensten Ecken der Erde gefoltert, geächtet und zertreten. Sie kontrollieren die Banken, die Presse, das Theater, und doch haben sie kein stetiges Heim. Und zwei Drittel ihrer Gesamtheit führen heute noch die traurige Rolle ihrer Väter fort in kultureller Zersetzung und Verwüstung der Menschheit; sie sind Bannerträger in den Heereshaufen der Christus- und kirchenfeindlichen Weltmacht. Der Haß gegen den Menschensohn hat sie zum wandernden Geheimnis der Geschichte gemacht. An ihrer einseitigen Diesseitskultur sind sie zugrunde gegangen.

Welche Lehre aus der Passionszeit für alle Jahrhunderte! Wehe denen, die tollen Wahnideen huldigen von unbegrenztem Fortschritt bei völliger Vernachlässigung des Uebernatürlichen! Hier liegt der Rechnungsfehler der Totalitären. Was nützt ihnen der Aufbau industrieller und militärischer Macht? Er führt nur zur Scheinwohlfahrt und zum Scheinsieg. Nehmen wir einmal an, Hitler hätte gewonnen im letzten Völkerstreit. Was hätte es ihm und dem Deutschtum genutzt bei gleichzeitiger Entchristlichung der Volksseele; bei Ertötung der sittlichen Kraft und völliger Ausschaltung des Gewissens; bei Aushöhlung christlicher Ideale und skrupelloser Entfesselung der Leidenschaften? Sein „ewiges" Reich wäre an innerer Fäulnis auseinandergefallen.

Plato, der heidnische Denker († 347 v. Chr.), hatte sich zu dieser Ueberzeugung durchgerungen und hat sie allen Zeitaltern in seinen Schriften überlassen: „Man kann eher Städte in die Wolken bauen als Völker ohne Religion erziehen". Und Clemenceau, der Schöpfer des Friedensdiktats nach dem ersten Weltkrieg, rief seinen Freund Harvé an sein Krankenbett und wisperte ihm zu: Ich bin jetzt über 80 Jahre alt und muß gestehen, ich habe mich geirrt. Du magst mein Geständnis in allen Zeitungen verkünden. Man kann eine Nation nicht groß und stark machen auf dem Flugsand der Verneinung und der Leugnung aller überirdischen Werte. Man kann ein Volk nicht aufbauen auf dem Nichts". Er hatte es leider zu spät erkannt.

Die jüdischen Führer zur Zeit Christi sind durch ihren Unglauben zu Totengräbern der Nationen geworden. Dasselbe gilt noch heutzutage und wird ewig gelten von allen, die die Jugend und das Alter abriegeln gegen den Einfluß Jesu Christi.

---

# Merk's



**Mache deine Gedanken zu einem Tempel Gottes, so wirst du das körperlose Bild, deinen Herrn, im Herzen tragen. — Uebe Selbsterkenntnis: frage dich, wer du bist, woher du kamst, so wirst du leicht die Schönheit des Urbildes erlangen.**

**Gregor von Nazianz.**



# Ruf aus Deutschland

**Von der Redaktion: Seit ein paar Monaten bereits weilt der hochw. Pater N. Warnke O.M.J. in Deutschland. Seine Aufgabe besteht darin, im Namen der Katholiken Canadas den Allerärmsten in Deutschland, den heimatslosen Flüchtilingen, helfend beizustehen. Er wird, wenn die Auswanderung aus Deutschland möglich sein wird, den heimatslosen Katholiken, die nach Canada auswandern möchten, alle Hilfe geben, um dieses möglich zu machen.**

**Pater Warnkes Adresse ist:**

**Rev. N. Warnke, O.M.I.,**
**34 DPACS Muehlenberg Camp,**
**C C C R R, Hameler Chaussee 22,**
**Hannover, B.A.O.R., 5**
**Germany—British Zone.**

**Durch Vermittlung des hochw. P. Warnke erhielten wir folgenden Artikel. Wir möchten nur einen Gedanken hinzufügen: Wir sind hier nur eine kleine Gruppe deutschsprechender Katholiken. Fast jeder einzelne hilft den Hungrigen in Deutschland soviel er kann. Ausnahmen gibt es selbstverständlich überall. Wir wissen aber auch, daß es in Deutschland viele Millionen katholischer Leute gibt. Allen zu helfen, ist einfach unmöglich. Unsere Hilfe ist wie ein Wassertropfen im Vergleich zum großen Meer. Daß man unsere Hilfe in Deutschland nicht spürt, hat eben nicht darin seinen Grund, daß unsere Katholiken hier keine Nächstenliebe haben. Die Nächstenliebe und der große Wille, nach Kräften zu helfen, ist da. Die Liebestätigkeit unserer Katholiken hat aber ihre notwendigen Grenzen. Einhunderttausend Familien können unmöglich zwanzig oder mehr Millionen katholischer Familien Deutschlands ernähren.**

**Es tut uns weh, mit dieser harten Tatsache zu kommen. Wir erhalten jedoch so viel Briefe, Artikel und Aufrufe aus Deutschland, die uns sozusagen mahnen, aufzuwachen und uns der Liebe Christi zu erinnern, daß wir uns gezwungen sehen, dieses zu veröffentlichen. Unsere Leser bitten wir aber, weiterzufahren im Hilfswerke für das hungernde Deutschland.**

Unter der Ueberschrift „Ruf aus Deutschland" will ich Euch Katholiken drüben keine großen Worte schreiben, sondern mich bemühen, Euch in einer Reihe von Artikeln ganz schlicht die nackten Tatsachen und Verhältnisse in Deutschland in plastischen Einzelbildern vor Augen zu führen, damit Ihr Euch eine Vorstellung machen könnt, wie es wirklich hier ausschaut. Ich will Euch die Tatsachen unverbrämt im einzelnen schreiben, die Schlußfolgerung zu ziehen mag Euch selbst überlassen bleiben. Ich werde Euch in einem Artikel erzählen von dem Tageslauf des Arbeiters, in einem anderen von dem des Beamten und Angestellten oder des Bauern und Handwerkers. Ich beschreibe Euch die Arbeit unserer Priester, das Wirken der Hausfrauen unter den heutigen Verhältnissen, das Leben des Studenten, des Flüchtlings, die Nöte des Heimkehrers aus der Kriegsgefangenschaft, die Bedeutung der Zonengrenzen, die Entwicklung der Kriminalität nach dem Zusammenbruch Deutschlands und werde mich bemühen, immer das herauszugreifen, was Euch besonders interessiert. Und ich bitte Euch, Eure Wünsche zu äußern.

Warum schreibe ich Euch das?

Einmal, weil uns der Marienbote als ein Sprachrohr unserer Glaubensbrüder von drüben darum gebeten hat. Und über diese Bitte sind wir herzlich froh und danken Euch ganz besonders dafür. Zeigt sie uns doch, daß Ihr uns nicht allein lassen und nicht umkommen lassen wollt in der Patsche, in die wir selbst und die Verhältnisse von Kriegs- und Nachkriegszeit uns hineingerudert haben.

Ich schreibe Euch aber all das noch aus einem ganz anderen Grnud. Ich tue es aus einer inneren Verpflichtung. Diese Verpflichtung haben uns die Not und das Elend unserer heutigen Verhältnisse aufgetragen. Wie Ihr wißt, hat ja jede Notlage, so weit sie nicht so groß ist, daß sie uns die Kehle oder den Magen nicht nur zusammenschnürt, sondern uns gänzlich zusammenbrechen läßt, auch ihr Gutes. Sie lehrt bekanntlich beten und damit denken. Und ein Gedanke drängt sich uns hier mit besonderem Nachdruck auf. Die Stahlgewitter des Krieges sind verwüstend über unser Land gebraust. Aber eine noch viel größere Gefahr steht an unseren Grenzen oder ist sogar zum Teil schon über sie hinweggeflutet. Eine satanische Flut des Materialismus und des Unglaubens wälzt sich lawinenartig heran und droht uns, insbesondere alles, was uns an ideellen Gütern das Leben überhaupt noch lebenswert macht, zu zermalmen. Wo wird diese Lawine aufgehalten? Und wer vermag es? Ohne die helfende Kraft Gottes wird es niemandem und nirgendwo gelingen. Um diese Kraft aber wollen wir gemeinsam mit Euch Katholiken drüben in diesen Tagen inständig beten. Beten wollen wir darum, daß die Christenheit nicht müde dahinschlendert, sondern daß alle Christen der Welt von einem Sturm innerer Begeisterung und religiöser Glut erfaßt werden, die allein der Lawine des Unglaubens mit ihrer bestialischen Ausbreitung Einhalt gebieten und dem Guten zum Siege verhelfen kann.

Noch ist vielleicht diese Gefahr des politischen und religiösen Materialismus von Euch in Kanada weit entfernt, aber vielleicht viel weniger weit als Ihr meint, denn das Unheil schreitet schnell. Laßt daher Eure Gebete und guten Werke nicht zu spät kommen!!! Ein Volk

# Vom Heidentum zum Christentum

**Von P. Ludwig Clofset O.M.J.**

**Von der Redaktion:** Die Heidenmission ist heute eine der großen Sorgen der Kirche. Auch die Oblatenmissionare, die sich das Predigen der Frohen Botschaft unter den Heiden zur großen Aufgabe gemacht haben, schauen mit großer Sorge über die weiten Felder ihrer Missionsarbeit. In Afrika und in Asien, in Südamerika, Australien, auf den Philipinischen Inseln und im hohen Norden des kanadischen Polargebietes wirken sie im Missionsdienste Christi.

Der letzte Krieg hat die Missionsarbeit der katholischen Kirche in ein großes Stocken gebracht. Die Missionare werden alt und krank, und wir haben nicht genügend junge Männer, die mit dem Missionskreuz der Oblaten hinausgesandt werden könnten, um weiterzuführen und weiter zu entwickeln, was unsere alten Missionare in lebenslanger Arbeit erreicht haben. Lange Jahre waren fast alle Missionsschulen Europas „arbeitslos". Der Krieg nahm ihnen alle junge Männer fort, die sie zum Missionsberuf hätten heranbilden können.

Heute arbeitet die Kirche, und mit ihr die Genossenschaft der Oblatenpatres, am Neuaufbau der katholischen Missionsarbeit. Voriges Jahr fand in Rom eine Generalversammlung der Oblatenpatres aller Welt statt. Ein neuer Generaloberer, der hochw. Pater L. Deschatelets O.M.J., ein kanadischer Oblate, wurde gewählt, der sofort nach seiner Wahl einen neuen, vergrößerten Generalrat bestimmte. Unter den neuen Generalräten in Rom befindet sich auch der hochw. Pater J. Boekenfoehr O.M.J., der frühere Provinzialobere der St. Marienprovinz, Regina, Sask. Der neue Generalobere der Oblatenpatres arbeitet nun mit seinen Generalräten am Wiederaufbau des Missionswerkes der Oblaten. Im Herbste letzten Jahres berief er alle Oberen der Oblatenpriesterseminare nach Rom. Pater G. Kuckartz O.M.J., Oberer des Studienhauses zu Battleford, fuhr im Namen unserer St. Marienprovinz nach Rom, wo er an wichtigen Versammlungen teilnahm. Es handelte sich um ein neues Programm für die Erziehung zukünftiger Oblatenmissionare.

Eine große Sorge steht gerade bezüglich der Missionarserziehung vor uns: Es sind nicht genügend Berufe da. Unsere Knaben drängen sich nicht — wenigstens hier bei uns nicht — zum Priestertum, und die Berufe von Missionsbrüdern haben vollständig nachgelassen.

Unsere St. Marienprovinz hat sich zur Lösung der Aufgabe der Erziehung von neuen Missionaren einen großen Plan fertiggelegt. Wir wollen ein neues, großes Missionskolleg in North Battleford bauen. Unsere Katholiken haben großmütig geopfert — und opfern immer noch —, und wir werden mit ihrer treuen Hilfe das begonnene Werk vollenden.

Neben dem Gelde jedoch, das unsere Katholiken zum

---

von Bettlern wie wir es in Deutschland heute sind, kann nicht, zum mindesten nicht allein, die Kraft aufbringen, dem Antichrist wirksam zu begegnen. Für Euch gilt es daher, nach Kräften der bittersten Not Einhalt zu gebieten und die Hoffnung zu nähren, daß wir recht bald wieder in der Lage sind, unser täglich Brot selbst durch unserer Hände-Arbeit zu verdienen.

Zum Schluß sei mir vergönnt, Euch von hier aus der britischen Zone Deutschlands herzliche Wünsche für ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein glückliches Neues Jahr zu senden.

**Winnibald Schulz, Hannover**

---

# B—r—o—t—!—

**Folgende Gaben wurden uns für die Hungrigen in Deutschland zugesandt:**

| | |
|---|---:|
| **Dezember-Marienbote** | $3,720.38 |
| **Seb. Hanowski, Killaley, Sask.** | 3.00 |
| **Ein Freund, Regina, Sask.** | 5.00 |
| **Ein Freund, Regina, Sask.** | 5.00 |
| **Frau J. Baker, Regina, Sask.** | 5.00 |
| **Frau R. Musch, St. Walburg, Sask.** | 10.00 |
| **Steph. Ehman, Regina, Sask.** | 5.00 |
| **Jos. Kuntz, Regina, Sask.** | 1.00 |
| **Ein Freund, Regina, Sask.** | 3.00 |
| **Jos. Roschinsky, Ravandale, Sask.** | 10.00 |
| **Valentine Kambeitz, Sedley, Sask.** | 10.00 |
| **Ein Freund, Kelowna, B.C.** | 40.00 |
| **Kath. Ritter, Regina, Sask.** | 1.00 |
| **Georg Kohlmann, Emberville, Sask.** | 2.00 |
| **Zwei Schwestern, Morinville, Alta.** | 10.00 |
| **Anton Boser Sr., Reward, Sask.** | 15.00 |
| | $3,845.38 |

Allen freundlichen Gebern ein herzliches „Gott vergelts". Wir haben unzählige Adressen hungernder Leute Deutschlands hier. Jeder möchte wenigstens etwas. Die Frauen der St. Mariengemeinde zu Regina arbeiten unter Leitung ihres Pfarrers, des hochw. Pater Plischke, an der Versendung von Nahrungs- und Lebensmittelpaketen nach Deutschland. Das vom Marienboten gesammelte Geld hilft sehr sehr viel.

Bau des Missionshauses gaben, brauchen wir den Segen des Herrn — und die Söhne unserer Leute. Wir brauchen ihre Söhne, damit wir sie im neuen Kolleg zum Priester-Missionsberuf erziehen können, und wir brauchen auch junge Männer, die ihr Leben dem Missionsberuf als Laienbruder opfern möchten. Darum können wir nicht zufrieden sein und zufrieden bleiben. Die Geldopfer unserer Katholiken für das neue Kolleg sind nur ein Teil von den Gütern, die zum Bau eines Missionskolleg und zum Wiederaufbau der katholischen Missionsarbeit in einer Nachkriegszeit wie die heutige notwendig sind.

Der zweite Teil heißt: Eifriges Gebet für Erfolg des Baues, tieffrommes Gebet, daß der Herr das neue Haus mit neuer Priesterjugend fülle, und tiefes Gebet, daß der Herr unseren Buben die große Gnade des Priester-Missionsberufes erteilen wolle. „Klopfet und es wird euch aufgetan", spricht der Heiland. Wir aber klopfen nicht und wir stürmen nicht mit dem Gebete: Herr, gib meinem Sohne Priesterberuf! Wir wissen garnicht mehr, daß wir an den Quatembertagen beten und büßen sollten — für die Neupriester. Wir wissen auch garnicht mehr, daß das Priestertum eine der größten Gnaden ist, die Christus der von Ihm erlösten Welt hinterlassen hat. Und so beten wir nicht mehr um diese Gnade. Der Erfolg ist auch demnach: Der Herr segnet uns nicht mehr mit Priesterberufen. Die wenigen, die da sind, stehen in keinem Verhältnis zu jener Zahl von Priester- und Missionarsberufen, die wir aufweisen könnten und sollten.

Es wird aber, so hoffen wir, anders werden. Unser Volk ist gut. Wenn es aufmerksam gemacht wird, wo es fehlt und was getan werden muß, dann hilft es auch. Und so werden auch unsere Leute wieder mit dem Gebet um neue Missions- und Priesterberufe beginnen.

Im Nachfolgenden bringen wir einen Artikel, der uns zeigt, wie es eigentlich in der Mission zugeht. Ein alter Missionar der Negermission in Afrika erzählt hier von Bekehrungen, Erziehung, Taufe und Religionsleben im Missionsland. Wenn wir nur einmal schauen könnten, wie weit unser Gebet und unsere Opfer den Missionaren helfen.



**Jesu Tod.**

### 1. Die Bekehrung.

Eine Heidenseele aus dem Schlummer der Sünde zu erwecken, ist ein unermeßlich großes Werk, und die Gnade Gottes allein kann es vollbringen. Gott bedient sich dazu der Menschen und vor allem des Missionars. Es tragen zur Bekehrung einer Heidenseele so viele Umstände bei, daß sie alle kaum aufzuzählen sind. Die Gnade Gottes spinnt tausend geheime Fäden um die Seele, oft langsam, sich jeder guten Anlage des Menschen bedienend, so daß es dem stillen Beobachter wunderbar vorkommt. Ich spreche von Wundern. Gewiß ist jede Bekehrung ein Wunder der Gnade Gottes. Laß einen Christen oder Taufbewerber in einer ruhigen Stunde sich aussprechen: überraschende, ja entzückende Blicke wirst du tun in das geheimnisvolle Gewebe der Fäden, mit denen der Herr diese Seelen an sich gezogen. Oft hat der Mensch sie zerrissen in blinder Wut, dann hat Gott sie wieder angeknüpft und weiter gesponnen. Es war ein langer, heißer Kampf zwischen Seele und Gott. Der ganze Reichtum der Basutosprache wird zu Hilfe gezogen, um die vielfachen Stimmungen einer solchen Seele zu zeichnen. Die innersten Gedanken werden in Worte gekleidet, ungekünstelt, einfach und doch so anschaulich und gehaltvoll, Gedanken, die selbst einen Gottesgelehrten in Erstaunen setzen würden. Ich habe einmal versucht, die Bekehrungsgeschichte eines jungen Mannes zu schreiben. Zwanzig Seiten habe ich geschrieben und dann abgelassen, weil es mir unmöglich wurde, alle Wege zu verfolgen, die diese Seele gegangen war. Auch die Seele der Schwarzen ist unsterblich und darum ein unergründlicher Abgrund. Auch die Seele der Neger ist aus Gottes Hand hervorgegangen, ist von Natur aus christlich und lebt oder geht zu Grunde, so wie der Mensch es selbst gewollt.

Bei vielen Basutos wirkt der erste Strahl der Gnade entscheidend, und die Bekehrung erfolgt sofort. Die entferntere Vorbereitung mag trotzdem eine lange sein. Bei andern bedarf es erneuter Einsprechungen Gottes. Es ist ein wahrer Kampf auf Leben und Tod. Der Missionar hat schon manchmal angeklopft und gedrängt, er wird immer wieder auf die Zukunft vertröstet. Wie schwer ist es doch für eine Seele, die im Heidentume geboren und groß geworden, ja hart geworden ist im Dienste des Teufels, nun mit all den großen Ueberlieferungen ihres Volkes zu brechen, die abergläu-

bigen Gebräuche aufzugeben und Gott mit ganzem Herzen anzuhängen! — —

„Großvater", sage ich, nach einer Einleitung über gleichgültige Dinge, „Großvater, du bist schon recht alt. Wie wär's, wenn du dir den Brief besorgen würdest, damit der Herrgott dich in den Himmel einläßt. Ohne Brief und Merkmal kommt man nicht in den Himmel!"

„Pater, warum sollte ich nicht in den Himmel kommen? Ich habe niemanden totgeschlagen und bin auch kein Giftmischer."

„Hast du denn in deinem langen Leben keine einzige Sünde begangen?"

„Doch, ich habe einmal in der Kapkolonie sehr viel Geld gestohlen. Aber deine Christen stehlen und sündigen auch, dieser hier im Dorf und jener dort drüben am Abhang. Weißt du das nicht?"

„Gewiß, Großvater, die Christen begehen auch Sünden, aber sie bitten Gott um Verzeihung. Warum willst du denn Gott nicht um Verzeihung bitten und dich taufen lassen?"

„Lehrer, ich will mir's überlegen." —

„Großmutter", sage ich zu einem uralten Frauchen, „wie, du bist immer noch nicht bekehrt! Wie oft habe ich dir's schon gesagt, du sollst dich aufnehmen lassen."

„Vater ,es ist weit bis zur Kirche, ich bin alt, und meine Beine sind geschwollen. Es geht nicht mehr. Selbst bis zu den nahen Feldern kann ich nicht mehr gehen, um Mais zu holen, wenn ich hungrig bin. Du bist jung; wenn du mal alt wirst, wirst du schon sehen, wie es mit alten Leuten steht."

„Aber, altes Mütterchen, ich sage ja nicht, daß du zur Kirche gehen sollst. Ich will dich hier aufnehmen, deine Enkel werden dich unterrichten, und ich besuche dich manchmal."

„Vater, glaubst du, ich könnte den Katechismus noch lernen? Das ist unmöglich. Mein Kopf begreift die Dinge nicht mehr, da ist alle Mühe verloren. Und erst meine Enkel, was würden die jedesmal lachen, wenn ich eine falsche Antwort gäbe."

„Mütterchen, du malst das alles zu schwarz aus. Schau mal her, du hast noch eine gute Zunge, und deine Worte zeigen, daß der Verstand noch nicht ausgestorben ist. Versuche es einmal, es wird schon gehen."

„Liebes Kind, was du mir zumutest, ist recht schwer. Ich werde mir's überlegen, wenn Gott mich ruft."

„Schon gut, sei gegrüßt, gutes altes Mütterchen, und vergiß nicht, mich rufen zu lassen, wenn du krank wirst."

„Gehe hin in Frieden, Vater." —

„Junger Mann", sage ich zu einem starkgebauten Jüngling, dem die Schwindsucht aus den Augen schaut, „junger Mann, es geht nicht sehr gut, du sitzest so still da, während die andern arbeiten."

„O, Lehrer, ich bin krank, der Husten plagt mich Tag und Nacht, und dann tut es mir so weh in der Brust. Hast du keine Arznei?"

„Laß mich mal den Puls fühlen . . . Ich sehe, du bist sehr krank, du hast dir die Zehrung in den Bergwerken geholt. Du solltest an Gott denken. Die Religion ist die beste Arznei. Wenn man die Lust am irdischen Leben verloren hat, muß man wenigstens sein ewiges Leben in Sicherheit stellen. Das ist schließlich die Hauptsache."

„Wo wohnst du, Lehrer?"

„Dort drüben auf der Hochebene."

„Vater, ich habe noch niemals an Gott gedacht, aber du magst recht haben. Kommt man nicht in den Himmel, wenn man Heide bleibt?"

„Nein, mein Bruder, wer nicht den wahren Glauben hat und nicht Gottes Gebote hier auf Erden beobachtet hat, der wird droben nicht eingelassen."

„Vater, das scheint mir einzuleuchten, obgleich viele anders sprechen. Gehe in Frieden, Lehrer."

„Sei gegrüßt, armer Junge, und denke an meine Worte!"

Ich spreche bei einem mir befreundeten Häuptling vor. „Häuptling, ich höre, daß du krank gewesen bist, das tut mir sehr leid. Geht es heute besser?"

„O ja, Lehrer, es war ein Schwächeanfall, er dauerte nur zwei Tage."

„Hast du nicht gefürchtet, in diesem Zustande vor Gottes Richterstuhl erscheinen zu müssen?"

„O nein, warum denn? Wir Basutos haben keine Angst vor dem Tode."

Der Mann ist eine harte Nuß für den, der ihn bekehren will. Er hat viele Frauen und obwohl sein Haupt weiß ist wie Schnee, steht sein ganzer Sinn immer noch aufs Heiraten. —

Eine unhöfliche Antwort gehört zu den Seltenheiten. Man zieht es vor, sich zu verstecken oder, wenn dies unmöglich ist, einfach auf die Frage des Missionars zu schweigen. Man muß hier schrittweise vorangehen und erst das Mißtrauen zu beseitigen suchen. Ein ungeheurer Abgrund trennt diese Seele von Gott, ein Abgrund, den der Teufel und seine Helfer gegraben, und der nicht leicht überbrückt wird. Es ist unglaublich, wieviel bei den Heiden über Religion gespottet wird. Ein Heide bestärkt den andern im Un- und Aberglauben. Für jede Frage des Missionars liegt eine Antwort bereit, und wenn der Heide bei Besprechung eines Gegenstandes der Religion in die Enge gerät, dann fängt er an zu spotten über Religion und Zermonien. Und schließlich, sollte es wirklich eine Hölle geben, wie die Weißen sagen, dann geht er nicht allein dahin, seine Verwandten und Freunde und viele andere gehen mit. Diese Spötter sind nicht immer die Hartnäckigsten. Die erste große Gnade ist bei solchen Seelen oft von entscheidender Wirkung. Die Seele zittert noch und ist noch betäubt von dem großen Schlage, den Gott in ihr Herz geführt, wenn sie vor dem Priester erscheint.

In jedem Missionsbezirk gibt es wiederum eine Anzahl Heiden, die morgens und abends ihre Gebete regelmäßig verrichten, die den Katchismus besser kennen als viele Christen, die oft in die Kirche kommen und — sich dennoch nicht bekehren. Alle Ermahnungen des Priesters, mit dem sie auf freundschaftlichem Fuße stehen, prallen erfolglos an ihnen ab. Kein anderweitiges Hindernis steht ihrem Eintritt in die Kirche entgegen. Einige tragen sogar alljährlich zum Unterhalte des Missionars bei. Stirbt ein Priester, dann sind sie mit unter

den ersten, die eine Messe für ihn lesen lassen. Gibt jemand Aergernis, dann treten sie vor allem für die Reinerhaltung der Sitten ein. „Wir sind keine gewöhnlichen Heiden," behaupten sie, „wir sind Heiden der katholischen Kirche." Und doch wird es ihnen überaus schwer, den entscheidenden Schritt zu tun. Viele lassen sich vom Tode überraschen und scheiden äußerlich unversöhnt mit Gott aus diesem Leben.

Die Bekehrung ist eben ein so großer, ins sorglose Leben eines Heiden so tief eingreifender Schritt, daß oft nur ein als Stimme Gottes gedeuteter, wenn auch harmloser Traum den Heiden dazu veranlassen kann.

Die Bekehrung und Aufnahme in die Kirche bringt so viele Opfer mit sich. Der sorglose, leichtsinnige, freiheitliebende, unsittliche Basuto kennt keine Selbstzucht, Entsagung oder Eindämmung seiner Leidenschaften. Er will genießen, was Natur und heidnische Landessitte ihm bieten, er will lachen und sich freuen an derben Witzen und schmutzigen Geschichten, sich ausleben und keine Schranken darin anerkennen. Er geht und kommt, wie es ihm gefällt, schläft zur hellen Mittagszeit, wenn es ihm einfällt, kleidet sich, wie er will, lügt, stiehlt, trinkt und ergibt sich der Zauberei, ganz wie es ihm gefällt. Es gibt keine Gebote für ihn, nur eines gibt es: „Laß dich nicht erwischen!" —

Zur Veranschaulichung der Schwierigkeiten, die die Frauen noch eigens zu überwinden haben, diene das folgende Gespräch zwischen dem Basutomann **Hela Ratiti** und seiner besseren Hälfte **M'a Mokete.**

„**Hela Ratiti,** komm hierher!"

„Was ist denn los, **M'a Mokete**?"

„Ich möchte mich bekehren. Zürne nicht! Die Stimme in meiner Brust läßt mir keine Ruhe mehr. Erlaube mir, bitte, mich aufnehmen zu lassen."

„In welche Kirche willst du dich denn aufnehmen lassen?"

„In die römische Kirche."

„Frauchen, das ist eine schwierige Sache. Hast du schon einmal nachgedacht, was das alles für uns bedeutet? Wir sind arm. Du hast keinen ganzen Fetzen am Leibe, mit mir steht's nicht besser. Schau mal hier meine Hose, es ist zum Erbarmen. Du kannst dich doch so nicht aufnehmen lassen?"

„Oho, Männchen, wir müssen sehen, wo wir's hernehmen."

„Das ist leicht gesagt. Wir haben nur zwei Schüssel Weizen geerntet. Meine Schafe haben sich in den Bergen verirrt. Der Mais ist weit zurück und kann jede Nacht durch Frost verdorben werden. Die Lehrer verlangen so viel: du mußt eine neue Decke haben, ein Hemd, einen neuen Rock, ein neues Kopftuch. Der Lehrer und die Christen werden dich auslachen, und ihre böse Zunge würde mir alle Schuld beimessen, wenn du in diesem bettelhaften Zustande vor ihnen erschienest. Und all die anderen Auslagen für Taufe, Kommunion, Ostern und Weihnachten, nicht zu sprechen von den jährlichen Sammlungen! Es tut mir leid, aber es ist unmöglich."

„**Ratiti,** es muß sein, sonst bin ich unglücklich. Gott hat mich gerufen. Ich will mich verdingen, beim Hacken und bei der Ernte aushelfen und auf diese Weise die Auslagen decken. Hab' Erbarmen mit mir. Ich will ja immer getreu für dich arbeiten und dich pflegen, wenn du krank wirst."



**Familie**

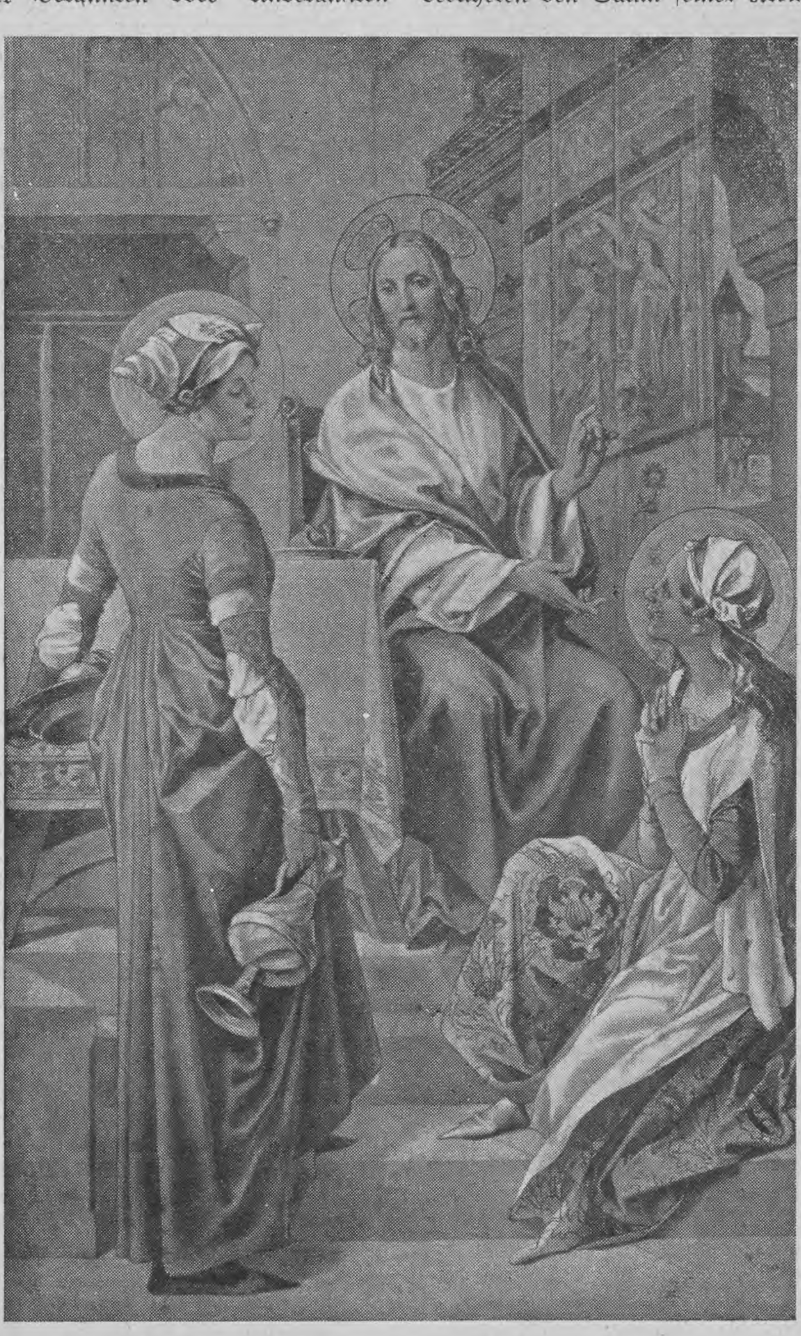
„**M'a Mokete!** Du sprichst, wie eine Frau spricht. Ich bin der Herr und muß mir die Sache überlegen. Das wird eine Unordnung im Hause geben! Wenn die Hackzeit gekommen ist, mußt du jeden Donnerstag zum Unterricht. Der ganze Tag geht verloren. Wer wird die Vögel aus den Weizen- und Kaffeekornfeldern verscheuchen an Sonn- und Donnerstagen? Dann kommen die Uebungen (vor der Taufe), und ich und die Kinder sitzen dann daheim und hungern. Die Lehrer werden dir verbieten, an unsern Festen teilzunehmen."

(Fortsetzung folgt.)

# Martha und Maria

G. Papini

Die Frauen liebten Jesus. Sie blieben stehen, wenn er vorüberging; schauten von der Seite zu, wenn er mit Bekannten oder Unbekannten sprach; schlichen um das Haus, in das er eingetreten; führten ihm ihre Kinder zu; riefen ihm „Hosianna!", berührten den Saum seines Kleides,



daß sie heil würden, schätzten sich glücklich, wenn sie ihm irgendwie dienen konnten. Alle wären sie imstande gewesen, zu tun, was jene eine tat, die mitten aus einer Volksmenge ihre Stimme erhob: „Selig der Schoß, der dich getragen hat, selig die Brust, an der du getrunken!"

Viele folgten ihm bis unters Kreuz: Salome, die Mutter der Donnersöhne; Maria, das Weib des Kleophas, Mutter Jakobus' des Jüngern; Martha und Maria von Bethanien. Gern wären sie ihm Schwestern gewesen, Mägde, Hörige; gern hätten sie ihm geholfen bei seiner Arbeit, ihm das Brot gereicht, den Wein eingeschenkt, die Wäsche hergerichtet; gern ihm die müden Füße eingerieben, gern ihm das lange, wallende Haar gesalbt. Die eine oder andere hatte das Glück, mit ihm ziehen zu dürfen, und das noch größere, ihm von ihrem Besitz zu geben. „Die Zwölfe waren bei ihm und auch einige Frauen, die von bösen Geistern und von Krankheiten geheilt worden waren: Maria, genannt Magdalena, von welcher sieben böse Geister ausgefahren waren, und Johanna, das Weib des Khusa, eines Hausverwalters des Herodes, und noch viele andere, welche ihm mit ihrem Vermögen dienten." Die Frauen. bei denen das Mitgefühl schon als Anlage da ist, bevor sie es zur Tugend entfalten, waren hier wie immer großmütiger als die Männer.

Wie er ins Haus des Lazarus tritt, sind die beiden Frauen, die Schwestern des vom Tod Erweckten, wie außer sich vor Freude. Martha stürzt ihm entgegen und frägt, was er braucht, ob er ein Bad nehmen, etwas essen wolle; sie führt ihn ins Haus an eine Liegebank; greift nach einem Schal, damit er sich nicht erkälte; läuft zum Krug und schöpft neues, frisches Wasser. Dann gerät sie in Eile, dem Gast ein Mahl zu bereiten, zu ungewohnter Stunde, reichlicher als sonst. Schnell brennt ein ordentliches Feuer; sie holt frischen Fisch, frische Eier, Feigen, Oliven. Von der Nachbarin borgt sie Fleisch von dem Schaf, das sie gestern geschlachtet; von einer zweiten ein Fläschchen mit teurem Salböl; wieder von einer leiht sie einen Zierteller. Aus dem Kasten sucht sie das

beste Tischtuch heraus, aus dem Keller holt sie den ältesten Wein. Und während die Scheiter schon im Kamin knistern und Funken sprühen, und im Kessel das Wasser zu brodeln und zu sieden anfängt rüstet sie den Tisch; schweißnaß, glutheiß, kaum wissend, was sie zuerst tun soll, hantiert sie zwischen Herd und Trog; wirft einen Blick durchs Fenster, ob der Bruder nicht heimkommt; einen Blick auf Maria, die nichts tut. Wirklich, Maria ist, seit Jesus über die Schwelle getreten, wie in einer Verzückung; sie regt sich nicht mehr, nichts bringt sie draus. Sie sieht nur Jesus, hört nur seine Stimme. Nichts ist sonst jetzt in der Welt für sie. Sie wird nicht satt, ihn anzusehen, ihm zuzuhören; seine Gegenwart zu spüren, sein lebendiges Hiersein, da bei ihr. Wenn er sie anblickt, fühlt sie seinen Blick wie ein Glück; wenn er anderswohin schaut, kann sie ihn erst recht anschauen. Wenn er spricht, fallen ihr die Worte in die Seele und bleiben darin für Lebenszeit; wenn er schweigt, sagt ihr sein Schweigen erst recht etwas, gerade für sie. Fast ist ihr das Herumwirtschaften und Geläufe der Schwester zuwider. Was braucht denn Jesus so ein Mahl? Sie hat sich zu seinen Füßen gesetzt und geht nicht mehr weg, auch wenn Martha und Lazarus sie beim Namen rufen. Auch sie dient Jesus, auf ihre Weise. Sie hält ihm ihre Seele hin, ihre ganze liebevolle Seele — die Arbeit mit den Händen ist jetzt nicht am Platz, ist überflüssig vorderhand. Sie ist eine Schauende, Anbetende. Erst wenn ihr Gott tot sein wird, dann wird sie sich regen und Balsam über seine Leiche schütten. Wenn er ihr Blut und Leben verlangte, dann würde sie sich auch jetzt schon regen — aber mit dem Staubdienst der Martha hat sie nichts zu schaffen.

Ja, die Frauen liebten Jesus — und er gab ihnen dafür sein Mitleid. Keine Frau, die sich an ihn gewandt hat, ist enttäuscht von ihm gegangen.

Die damaligen Gesetzlehrer hielten nicht viel von der Frau in geistigen Dingen. Man ließ sie die Feste mitfeiern, aber keinem wär's eingefallen, daß man eine Frau in die höheren, schwierigen Fragen einführen könnte. „Das Gesetzeswort", so lautete ein Rabbinerspruch jener Zeit, „magst du lieber verbrennen, als daß du es den Weibern zum Lernen gibst." Jesus war sich nicht zu gut, Frauen auch seine erhabenste Geheimnisse mitzuteilen. Wie er am Brunnen von Sichar ausruhend sitzt, allein, und die Samariterin dazukommt, die mit den fünf Männern, scheut er nicht vor ihr, dem Weib, der Sameriterin.

Wie die Jünger zurückkommen, verstehen sie nicht, was ihr Meister hat; „sie waren erstaunt, daß er mit einem Weibe ein Gespräch führte." Sie wußten noch nicht, daß in der Kirche Christi ein Weib als Mittlerin steht zwischen den Kindern Gottes und dem Sohn Gottes; das Weib, das die beiden größten Vorzüge, die ein Weib haben kann, in sich vereinigt: das Jungfrau ist und Mutter, und für uns den Leidensweg mitgeht von Bethlehem bis Golgatha.

# Der Versuchung des Pater Christ

von Agnes Hartmann in München

Luzifer, der Hölle Allgewaltigster, sitzt auf seinem Thron; auf seinen Knien ausgebreitet liegt eine Landkarte. „So", sagt er zu dem vor ihm stehenden blutjungen Teufel Malefizer, „du hast jetzt deine sieben Lehrjahr' hinter dir, jetzt heißt's, die Lehrprob 'ableg'n. Zu diesem Behufe gehst nunmehr hinauf auf die Welt, und zwar in das oberbayrische Dorf Moosrain. Da schau' her, da, wo ich mein' Finger drauf hab' auf dera Landkart'n, da liegt's, ganz drin zwischen de' Berg'. Alsdann . . ."

„Ja, gell", unterbricht despektierlich der Malefizer und schimpft: „Ja, gell, weil du setzt selber über a dutzend Jahr auf der Welt g'wes'n bist und sozusagen den ganzen Rahm alloa abg'schöpft hast, jetzt derfat ich aufigeh'n, — akrot jetzt, wo d' Leut wieder kloa und dasi word'n sind und wo die Kirchtür'n wieder sperrangelweit offen steh'n!"

Luzifer ist sprachlos ob so vieler Unbotmäßigkeit. G l e i c h zackigen Blitzen schießt der Zorn aus des Allgewaltigen Augen und herab auf den blutjungen, frechen Malefizer.

„Ja, was fällt denn dir ein? Wie red'st denn du mit dei'm obersten Herrn von Anbeginn? Seid's ös Lehrbub'n a u f einmal größenwahnsinnig geworden? Meinst eppa gar, zu dem gigantischen Chaos, das ich auf der Welt vollbracht hab', hätt'st ausg'rechnet du dein Senf dazugeb'n soll'n? Du Grashupfer, du grüner. Sei froh, wann'd grad a Idee von Unordnung einibringst in des kloane Nest und a einzige Seel' aussi-angeln kannst aus der offenen Kirch'ntür! Du Aff, du g'selchter! — Wann'd net so frech g'wes'n wärst, dann hätt' ich dir an Deuter geb'n, wie du's anfang'n mußt, so kannst jetzt schau'n, wie du alloa z' Schuß kimmst. — — — Daneb'n geh'n wann's tuat, Bürscherl, nacha freu' di'! — So, jetzt verschwind!"

Und Malefizer verschwindet. Luzifer aber ruft ihn noch einmal zurück. „Es is' net deinetweg'n, es is' weg'n dem Dorf Moosrain, an dem mir b'sonders viel liegt: Wann'd merkst, daß'd allein net fertig wirst, nacha holst noch sieben von dein'e Spezeln, zu acht werd's ös die Sach' denn in drei Teufelsnamen noch derpack'n können!"

Als die Thronsaaltüre sich hinter dem Malefizer schloß, drehte der sich noch einmal um, machte eine lange Nase und grinste frech: „Daß i' net lach'! Meine Spezl'n werd i' hol'n! Schmarrn! I' schaff's scho' alloa'! Selbst ist der Teifi!" Und unternehmungslustig purzelbäumte er hinauf auf die Welt. —

Der Pfarrer von Moosrain sitzt sorgenvoll im Stuhl und grübelt nach. Es ist ihm unerklärlich, unbegreiflich, einfach rätselhaft, was aus seinen Dörflern mit einem Mal geworden ist. Wild und bös wie die Wespen sind die einen, voll Bitterkeit, mißmutig und mißtrauisch sind die andern. Beinah' in jedem zweiten

Haus hockt der Unfried, ein erheblicher Teil der Moosrainer Menschheit läuft herum als Zornnickel, als Schadenfrohling, als Mißgünstling. Dabei ist jetzt Friede auf der Welt, das Dorf hat von Krieg und Bomben nicht viel zu spüren bekommen und hat vor etlichen Wochen sogar ein stattliches Häuflein von Heimkehrern begrüßen können. Aber selbst diese Freude verwandelt sich bei dem einen oder andern in sündhafte Not.

Voll Aufruhr ist das kleine, stille Dorf. Junge Eheleute, erst überglücklich und dankbar in ihrer neugeschenkten Zweisamkeit, leben nunmehr aneinander vorbei und möchten am liebsten auseinandergehen, weil keiner das Wesen des anderen mehr ertragen zu können glaubt. Alte Austragler jammern über die plötzliche Lieblosigkeit ihrer Schwiegerkinder; die Jungbäuerin Afra hingegen, deren Mann irgendwo in russischer Erde liegt, weint und klagt, daß die alte Bäuerin plötzlich voll Grant und Neid sei und ihr Zusammenleben zum Fegfeuer mache. Geschwister, die allzeit gut miteinander hausten, zerhackeln sich. Eines der treuesten Pfarr- und Beichtkinder erklärt auf einmal, an einen guten und gerechten Gott nicht mehr glauben zu können und meint dazu, das Leben sei überhaupt sinnlos. Und die bislang seelisch und geistig so kerngesunde Leni Stock ist plötzlich auf und auf voll Skrupel und Aengsten und getraut sich nicht mehr, sich den Herrgott in Herz und Seele hineinzuholen.

So sitzt also Pfarrer Gruber in seinem Sorgenstuhl und zergrübelt sich den Kopf und kommt in seinem Denken zu dem Endergebnis, daß der Satan selber das kleine, stille Dorf unter seine Herrschaft gezwungen habe, weil nur der Satan so aufrührerisch und zerstörerisch in den Seelen der Menschen zu wirken vermag. Der Pfarrer ist erschüttert von diesem Gedanken und zugleich erfüllt ihn der brennende Wunsch, seinen armen Pfarrkindern in ihrer Wirrnis zu helfen. Dieses mächtige Helfenwollen zeitigt einen großartigen Gedanken in ihm, den er auch gleich zur Tat werden läßt. Er steht auf, geht zum Schreibtisch, nimmt einen Briefbogen und bittet schriftlicherweise seine vorgesetzte kirchliche Behörde um Entsendung einiger Missionspatres. Das seelische Leben seiner Pfarrgemeinde liege aus unerklärlichen Gründen plötzlich sehr im Argen und er könne sich des Gedankens nicht erwehren, daß der Satan selber sein Unwesen treibe. Wenn der rede- und kanzelgewaltige Pater Rupert Christ mitkommen wolle, wäre er besonders dankbar.


Anton Waller **Jesu Kreuzabnahme.**

Hat das Denken des Pfarrers an den Teufel den jungen, frechen Malefizer herbeigerufen? Er hockt auf einmal — leider unsichtbar! — auf der Stuhllehne des Lehnstuhls, beobachtet lauernd den hochwürdigen Herrn und guckt ihm über die Schulter hinein in den Brief. Ein Lachen des Triumphs glimmt auf in des blutjungen Satans Augen. Stellt dieses hochwürdige Schreiben nicht das beste Zeugnis aus für ihn? Hat je ein höllischer Lehrbub in so kurzer Zeit und an einem einzigen Ort soviel seelische Rebellion und sündhaften

Wirrwarr verursacht wie er in Moosrain? Eine gloriose Idee durchzuckt ihn: er will nunmehr sein Werk krönen; die Krone soll sein die beantragte Volksmission und der Krone allerschönster Zacken der rede- und kanzelgewaltige Pater Rupert Christ. Dann soll sein oberster Herr und Gebieter von Anbeginn ihn nur noch einmal so—o—o schwach anreden! —

Wie der Pfarrer am Abend desselben Tages von einem Krankenbesuch nach Hause kommt und seine Schwester Therese fragen will, ob sie nicht noch ein Glas Eingemachtes hätte für das Holzinger - Austragsmutterl, bleibt er an der Küchentür erstaunt stehen. Mit einem fuchsteufelswilden Gesicht fuhrwerkt seine Schwester in der Küche herum, schiebt Haferln und Tiegerln schwung- und geräuschvoll von einem Eck ins andere und hat seiner überhaupt nicht acht. Der Pfarrer schaut ihr eine Weile kopfschüttelnd zu; bei einer eintretenden kleinen Ruhepause fragt er sanft: „Reserl, is' dir was über's Leberl g'lauf'n?" Die Theres kriegt einen puterroten Kopf und sagt zornig: „J's ja wahr auch! Weiß ja eh schon hint' und vorn net, wie ich mit der Arbeit fertig werd'n soll und jetzt lad'st du glei drei oder gar vier Missionspatres ein, bloß weg'n dene rabiaten Moosrainer — und ich hab d' Arbeit!"

Der Pfarrer ist ehrlich verblüfft; nach einer Weile sagt er beinah' erschöpft: „So is' recht, jetzt fängt's bei uns auch schon an!" Und wieder nach einer kleinen Weile meint er ernsthaft: „Ich hab' dir hundertmal schon g'sagt, du sollst dich um eine Hilf' umschaun'n, weil du's allein nimmer schaffen kannst! Aber na, nur net folg'n! Und jetzt soll ich deinetweg'n meinen armen Pfarrkindern aus ihrer seelischen Not, die mir so schwer auf'm Herzen liegt, net 'raushelfen. Schäm' dich!"

Aber die Theres schämte sich nicht, obwohl sie sich selber die ganzen Wochen her, grad ihres hochwürdigen Herrn Bruders wegen, über die rabiaten Moosrainer weidlich geärgert hat und heut' mittag noch Feuer und Flamme war für den Plan, eine Volksmission abzuhalten. Nein, Theres schämte sich nicht; sie suchte sich auch keine Dienstmagd, sondern schaffte für zwei, zerkriegt mit sich und der ganzen übrigen Welt. Sie war nicht mehr zu erkennen. Der Malefizer grinste, so oft er sie sah.



**Frommes Beten.**

Die kirchenbehördliche Zusage kam, in vier Wochen ist Volksmission. Der Pfarrer verkündete es auf der Kanzel, im Kirchenanzeiger und an der Kirchentüre. Und dann ging er selbander von Haus zu Haus und lud seine Pfarrkinder auch noch mündlich ein. Für so verstockt hielt er sie trotz ihrer Aufgereiztheit und Sündhaftigkeit doch nicht, daß sie nicht kämen, wenn er persönlich sie darum bat.

Und dann kam der Tag, an dem die Glocken von Moosrain weit hinaus klangen ins Land und den Beginn der Volksmission kündeten. Drei Missionare waren eingetroffen, der gute Pater Christ war nicht unter ihnen. Er sei krank geworden, hoffe aber bestimmt, wenigstens zu den letzten Vorträgen noch kommen zu können, sagte einer der Herren. Als er einen Schein von Betrübnis auf dem offenen, ehrlichen Gesicht des Pfarrers sah, fügte er scherzhaft hinzu: „Unser Christ muß ja noch kommen, er muß doch sozusagen dem Gipfel die Krone aufsetzen."

Pfarrer Gruber erzählte den Herren Patres von der plötzlichen sündhaften Wirrnis seiner Pfarrkinder

und von seiner eigenen Kümmernis. Sie wurden sehr nachdenklich. Ja, man müsse wohl glauben, daß hinter aller Verwirrung und Zerstörung der Widersacher stünde.

Die Predigten waren fein, sie wurden immer eindrucksvoller, packender. Für Pfarrer Gruber wäre es eine wunderbare seelische und geistige Erfrischung gewesen, wenn er sie alle Wort für Wort hätte genießen können. Er aber war der bekümmerte Hirte seiner Herde; stand einmal da und stand einmal dort und beobachtete aufmerksam die Gesichter seiner Pfarrkinder. Die sahen zumeist zur Kanzel hinauf; die einen voll innerer Bereitschaft, begierig, das Wort Gottes zu hören; andere nahmen oftmals ihre Blicke wieder zurück und in sich hinein, verlegen vor dem Herrgott und vor sich selbst; wieder andere machten abweisende Gesichter: dieses Abweisen war wie eine Abwehr gegen die Gefahr, über das, was sie so ergreifend von Christus, dem „Freund der Sünder" hörten, weich und nachgiebig und reuevoll zu werden; einige aber standen da, stur vor sich hinstarrend, sie hörten wahrscheinlich nichts.

Am Ende der Woche kam Pater Rupert Christ. Er war ein Hüne in der Gestalt und in der Rede. Man brauchte förmlich eine Zeitlang, bis man an ihm hinauffah und er brauchte noch gar nicht zu reden, so war man gewissermaßen schon überrumpelt. Pfarrer Gruber dachte in einem Anflug von Humor: Tät mich nicht wundern, wenn der Teufel eigenhändig bei den Hörnern packte! Und dann erzählte er auch ihm von der so plötzlich hervorbrechenden Wildheit und Verstörtheit seiner Pfarrkinder; er glaube bestimmt, daß nur der leibhaftige Satan eine solch epidemische Verwirrung hervorzubringen vermag. So habe er seine ganze Hoffnung auf die Mission und besonders auch auf ihn, auf Pater Christ, gesetzt. Der hörte aufmerksam zu. Auf einmal flog — nur für einen Augenblick — ein eitles, selbstgefälliges Lächeln über sein kluges Gesicht. Das war an ihm völlig ungewohnt. Es war wie das erste Aufblitzen einer Versuchung, über deren Existenz er selber noch nichts wußte. Nach einiger Ueberlegung sagte er, er werde noch eine andere Predigt machen. Darauf setzte er sich in des Pfarrers Studierstube und schrieb über das Leiden und Sterben des Herrn. Es war wunderbar, wie die Gedanken und Worte im Herzen dieses Gottesmannes keimten, in welch überreicher Fülle sie blühten; gleich blutroten Rosen glühten darin die fünf Geheimnisse des schmerzhaften Rosenkranzes. Mit einem Mal schloß der Pater wie geblendet die Augen. Es war unerhört und ihm noch nie geschehen. In der Fülle seiner christuswerbenden Gedanken waren plötzlich andere Gedanken aufgegangen, voll Hochmut und Selbstgefälligkeit: Welche Gewalt des Wortes und welche Macht kraft dieses Wortes ihm doch über die Herzen der Menschen zu eigen ward! Wer ist wie er? Bestürzt versuchte der Pater, diese Gedanken von sich zu weisen und weiterzuschreiben. Er schrieb jetzt wie im Fieber, ohne den Willen, mit aller Stärke dagegen anzukämpfen.

Müde, unfroh setzte er unter sein Manuskript den Schlußpunkt; las seine Predigt noch einmal durch; berauschte sich wiederum an seinen eigenen Worten; hielt auf einmal mitten im Lesen inne und starrte erschrocken auf den niedergeschriebenen Text, — er hat das dritte Geheimnis des Rosenkranzes vergessen: „ . . . der für uns mit Dornen gekrönt ist worden!" Und dies war geschehen an der Stelle, da die ersten stolzen, hochmütigen Gedanken ihn überkamen. Ob dieser Erkenntnis war er so bestürzt, daß es ihm unmöglich war, jetzt über dieses dritte Geheimnis zu schreiben. Er gedachte es später zu tun, stand auf und ging hinaus, seelisch verstört und klein geworden. Und hinter ihm ging, mit dem gefährlichen, triumphierenden Glimmen in den Augen, der böse Geist Malefizer.

Am Abend saßen die Herren zum gegenseitigen Gedankenaustausch beisammen. Die drei Patres wunderten sich über ihren schweigsamen Mitbruder Rupert Christ und meinten, er sei doch zu früh von seiner Krankheit aufgestanden. Er lächelte matt und wehrte ab er habe noch zu arbeiten, sagte er, und wünschte den Herren gute Nacht. Draußen bat er um etwas zu trinken, weil ihn so dürste. Und dies war sein weiteres Verhängnis.

Denn in der Küche schaltete und waltete die Jungfer Therese; schaffte kraft ihres Eigensinns beinah' Tag und Nacht. Zornige Erregung war wiederum in ihr und das war nicht verwunderlich, denn erstens war sie zum Umfallen müde und zweitens trieb zur selben Zeit „so im Vorübergehen" der Malefizer sein tratzerisches Spiel. Die Theres schenkte zwei Glas Bier ein, bräute dazu für den hochwürdigen Herrn Bruder, der im all-

# Job

Von Tränen sind die Augen leer,
Zerschlagen ist mir Hammer, Pflug und Kelle.
Von meinen Scheuern weht der Brandbruch her,
Ich lieg zerrissen auf des Hauses Schwelle.
Mich schlug mein Gott. Wofür hast Du mich so
geschlagen?
War ich nicht treu, Dir, eher Hund als Knecht?
Warst Du nicht Herr in meinem Herzen und in
meinen Tagen?
Ist blind Dein Fluch und ist mir tot mein Recht?
Ich lieg in Asche, Fetzen sind mir Kleider,
Noch mehr zerfetzt ist mir mein Leib von Wunden.
Mir wird das Blut zu Schorf und Eiter.
Wer tat's mir an? Mein Gott hat mich geschunden.
Kannst Du mein Recht wie Wümerbrut zertreten?
Darf ich nicht fragen: Herr, warum?
Noch wage ich's mit Dir zu reden.
Du aber schweigst — warum bist Du so stumm?
Hörst Du mich nicht? Mein Gott, o wende,
O wende Dich nicht ab, zeig Dein Gesicht!
Wirf mich ins Elend, daß ich gar verende,
Stoß mich ins Dunkel oder hin vor Dein Gericht,
Aber verlassen — nein, das darfst Du nicht.

Max Rößler

gemeinen und seit der Moosrainer „spinnat'n Zeit" im besonderen an Schlaflosigkeit litt, ein Tränklein, erwischte in der malefizischen Erregung sogar zwei Pülverchen, mischte das Tränklein in das eine Glas Bier und trug es in die Gästestube, das andere aber, das Trankerl-, also schlafmittellose, zu ihrem hochwürdigen Herrn Bruder. —

Pater Christ sitzt indes beim Schein der Lampe vor seinem aufgeschlagenen Manuskript und versucht, seine Predigt fertig zu schreiben. Es will ihm nicht gelingen. Seine Gedanken sind flügellahm geworden; seine Worte kommen ihm armselig und er sich selber so zwiespältig vor. Unruhe und Durst quälen ihn. Er trinkt und trinkt, obgleich es ihm nicht sonderlich schmeckt. Und allmählich kriecht eine merkwürdig bleierne Müdigkeit in ihm hoch. Er öffnet das Fenster, kühl und köstlich kommt die Nachtluft herein, doch die Müdigkeit bleibt. Und dann schläft er ein, schläft traumlos und schwer. Am hellen Morgen erst erwacht er; verständnislos schaut er auf die brennende Lampe und die lose herumliegenden Blätter seines Manuskripts. Langsam kommt ihm zum Bewußtsein — sein schmerzender Kopf und seine körperliche Zerschlagenheit verhelfen ihm dazu —, daß er buchstäblich über seinem Predigttext eingeschlafen war und die ganze Nacht in dieser unbequemen Situation verbrachte.

Seine besondere Predigt zur Moosrainer Volksmission! Mit Apesteleifer begonnen, vom Versucher angegriffen und von ihm in mangelnder Wachsamkeit und mangelnder Willensstärke nicht genügsam abgewehrt und sodann nicht vollendet! Diese Erkenntnies ist bitter. Er kann nun nichts anderes tun, als eine seiner schon früher vorbereiteten Predigten halten.

Mitbrüder und Pfarrer sind ernstlich besorgt um ihn, reden ihm dringend ab zu predigen, denn er sehe einfach miserabel aus. Aber er will nicht. Die hünenhafte Gestalt ein wenig gebeugt, geht er hinüber zur Kirche und hinauf auf die Kanzel. Der Malefizer geht mit, hockt sich frech auf die Kanzelbrüstung und denkt spöttisch, als er das Moosrainer Volk dicht gedrängt unter sich stehen und sitzen sieht: Luzifer sei Dank, ihr seid soviele, daß man auf eurem dummen Köpfen spazieren gehen könnt! Dann aber schaut er unentwegt in boshafter Neugier auf den Pater; kein Augenblick läßt er ihn mehr aus seinen faszinierenden Satansaugen. Und da geschieht es, daß dem Pater auch alle Worte der vorbereiteten Predigt entfallen. In seinem Kopf hämmern unerträgliche Schmerzen. Fieberhaft sucht er nach Gedanken und Worten. Heller Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Das Volk wird unruhig und der Teufel grinst.

Wie ein ratloses Kind steht Pater Rupert Christ, der Meister der Rhetorik, auf der Kanzel und weiß nichts zu sagen. Eine Leere ist in ihm und um ihn; in dieser Leere aber ist ein Unsichtbares, das ihn quält. In seiner Not fühlt er sich auf einmal von einem Blick angezogen; er schaut auf und hinein in die Augen des Gottmenschen, der ihm gegenüber mit ausgebreiteten Armen am Kreuzesbalken hängt. Ernst und vorwurfsvoll schaut der dornengekrönte Heiland ihn an. Der Pater ist tiefinnerlich getroffen. Seine in Reue brennende Seele kniet nieder vor Gott und betet ihn an. Und bittet demütig: „Herr — Gott, verzeih mir! Und hilf mir! Nicht meinetwegen, nein, dieses Volkes wegen, das auf meine Worte wartet, das ich mit herausführen soll aus dem Gestrüpp von Sündhaftigkeit und Schuld. Schenk mir wieder die Gnade des Wortes!"

Den Demütigen erhört Gott. Der Pater fühlt, wie es ruhig wird in ihm, wie Geist und Zunge sich lösen. Er segnet das Volk und fängt im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes an zu predigen. Noch eingefangen in das bittere Erleben der letzten Stunden, redet der Pater über die Dämonie des Satans. Er redet nicht wie sonst in der großartigen Gewalt und der wundervollen Schönheit seiner Sprache; nein, einfach, schlicht, mit erschütternder Deutlichkeit zeichnet er das Bild des Widersachers, „der zum Verderben der Seelen in der Welt umherschleicht und die Menschen versucht und verführt bis zur Sünde, zur Auflehnung gegen Gottes Geist und Gottes Gebot. Atemlos hört das Moosrainer Volk zu; ein jeder meint, das Werben des Teufels in seiner eigenen Seele zu spüren. Herzen und Gewissen schlagen.

Einer aber kommt sich vor wie rechts und links geohrfeigt, hockt da und starrt den Pater ungläubig an: der Malefizer. Wie ist das möglich? Wie kann der Mann, der so willig seinen Einflüsterungen gefolgt und dem er so wunderbar raffiniert noch auf der Kanzel jeden Gedanken von der Stirn gestrichen, weil er ihn nach seinem Plan zum Gespötte des Volkes machen wollte, — wie kann der so reden? — —

Ich will es dir sagen, Malefizer: Weil ein anderer gekommen ist, der stärker ist als du und dein Gebieter von Anbeginn, einer, der mit einem Blick die Seele dieses Mannes wieder zurückgewann: Christus! Horch, der Pater sagt jetzt das gleiche. Er verkündet die Frohbotschaft des Evangeliums: „ . . . Wenn aber ein Stärkerer über ihn (den Satan) kommt und ihn überwindet, so nimmt er ihm seine ganze Waffenrüstung, auf die er sich verließ, und verteilt seine Beute."

Der Pater redet, durchglüht von Gottesliebe und Menschenliebe. Und seine Zuhörer folgen ihm willig und schlagen sich reuevoll an die Brust.

Und so war diese Predigt zum Amen der Moosrainer Volksmission geworden.

Pfarrer Gruber, der Hirte seiner Herde, ist selig über soviel guten Willen seiner Schäflein. Wie sie sich hindrängen zu den Beichtstühlen! Wäre beinahe not, die Patres würden sich verdoppeln und verdreifachen! Der Malefizer aber saust wie ein Wirbelwind durch die Kirche und schaut, „wen er verschlingen könnt'". Aber es nützt ihm nichts: die Moosrainer bekennen ihre Schuld. Schauen sich gegenseitig gut und freundlich, vergebung-bittend und vergebung-gewährend an. Der Jungfer Therese laufen dicke Tränen über die Wangen, einmal aus Reue über ihre Sünden im allgemeinen und ihre Ungutheiten der letzten Wochen im besonderen, und zum zweiten aus Dankbarkeit, daß die Sache mit dem verwechselten Tränklein, von dem sie allein nur weiß (und der hochwürdige Bruder vielleicht ahnt), nun doch so gut geendet hat.

Nein, der Malefizer hat hier wirk-

# Adam und sein schlechtes Beispiel

**Eine Volkslegende**

Adam, ein Familienvater, bis in sein hohes Alter hinauf von untadeligem Leumund und von großem Ansehen bei den Menschen, hat das Zeitliche gesegnet. Mit bewundernswerter Geduld hat er vor seinem Sterben sein langwieriges Leiden ertragen, und allzeit hat er den Seinen und seinen Bekannten ein gutes Beispiel gegeben durch seine Frömmigkeit, durch seinen Eifer und seinen persönlichen Einsatz in Dingen des Glaubens wie des christlichen Lebens.

Während die Seinen, schon besorgt um ein würdiges Begräbnis, weinend und klagend ihre Wege gehen, ist Adams Frau seltsam gefaßt. Seit der Stunde, da ihr Seliger, wie sie ihn jetzt nennt, hinüberschlummerte in die Ewigkeit, lebt in ihr die Ueberzeugung, daß ihr Mann drüben ein gutes Plätzchen, wie er es nach ihrer Meinung auch verdiente, vorgefunden.

Indessen steht Adam vor Gottes Richterstuhl. Der gute Engel, den der Mann ein Leben lang gehört und geehrt, verteidigt ihn und hält Gott all das Gute, die Tugenden und die guten Werke des Adam vor, doch auch der böse Engel, der die Menschen immerdar vom rechten Wege abzubringen versucht, steht auf als der Anwalt der Finsternis und will den Mann hinabziehen in das Reich der ewigen Verdammnis. Tausend und mehr Versuchungen, denen Adam in seinem Lebenskampfe nicht gleich widerstanden, bringt der böse Engel gegen ihn vor, doch der Schutzengel erzählt Adams Endsieg in allen höllischen Anfechtungen eindringlich um seinen Schützling fürs ewige Leben zu retten.

Da spricht Gott den Richterspruch: „Adam du hast viel Gutes getan auf Erden. Du hast auch ein schlechtes Beispiel gegeben. Drum sollst du am Orte der Reinigung büßen, bis dein schlechtes Beispiel auf Erden vergessen ist."

Indessen die Seinen auf Erden ihn im Himmel wähnen in der ewigen Glorie und bald, anstatt in Fürbittgebeten seiner zu gedenken, ihn gleich einem Heiligen verehren, schmachtet Adam unendlich in der Pein des Fegfeuers.

Die Zeit auf Erden verrinnt, und Menschenalter verstreichen. Auf Erden denkt schon niemand mehr an den einst fromm und gerecht genannten Adam, der immer noch im Fegfeuer schmachtet und leidet und noch immer nicht weiß, wann seine Pein enden wird. In seiner Not ruft er seinen Schutzengel herbei und bittet ihn um Fürsprache bei Gott, damit er bald erlöst werde. Adam fleht seinen Engel an und hält ihm vor, daß er doch immerdar in seinem langen Erdenwandeln Gott vor Augen gehabt und immer nur das Gute gewollt habe.

Der Engel aber schweigt und richtet den Blick des Mannes zur Erde und zeigt ihm seine Enkel und Urenkel, in denen sein schlechtes Beispiel nachwirkt. Eben wie der Engel mit Adams Geist hinaufschwebt zur Erde, und wie die beiden ungesehen in das Haus sich begeben, in dem einst Adam gelebt und gewirkt und das jetzt ein Enkel innehat, da sehen und hören sie, wie der Enkel, auch ein frommer und gerechter Mann unter den Menschen gleich seinem Ahnen Adam, plötzlich zornig auffährt und in der ersten Anwallung der Wut unbesonnen und wie gewohnt das Fluchen beginnt. Nur einige Augenblicke flucht der Mann, und schon besinnt er sich und bereut wie immer von Herzen, daß er so gehandelt. Aber schon haben seine unmündigen Kinder wieder die Flüche des Vaters vernommen, und da sie es immer und immer wieder hören, prägen die Lästerworte sich ihnen ein, und die Jungen fluchen gleich dem Alten bei Streit, Zank und Aerger.

Adam hört wehmütig und hilflos diesem Tun in seinem Hause zu. Da spricht der Engel zu ihm: „So hast auch du geflucht und Gott gelästert. Du hast dir oft vorgenommen, dich zu bessern, doch nie hast du dich geändert. Und so hat dein Enkel von deinem Sohn das Fluchen und Lästern übernommen, wie es jetzt deine Urenkel von deinem Enkel übernehmen."

Adam erkennt die Wirkung seines schlechten Beispiels bis auf seine Urenkel herab und bittet seinen Engel, ihn doch zu den Seinen sprechen zu lassen, damit er ihnen vorhalte, wie schlimm auch ihnen selbst dereinst das schlechte Beispiel ausgelegt werde.

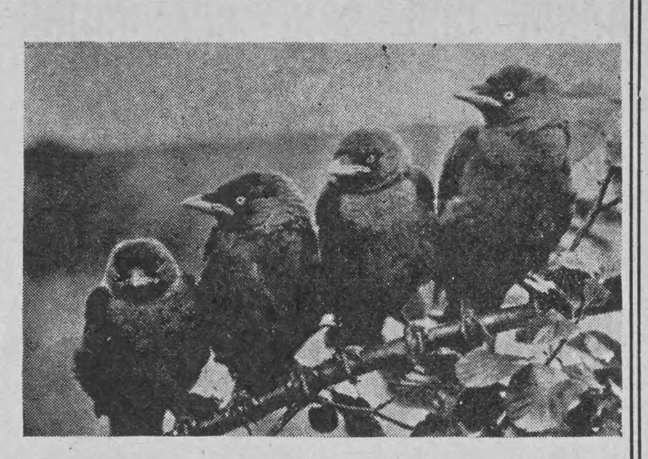
Der Engel Gottes aber hält Adam zurück und sagt: „In der Schrift steht geschrieben: ‚Wirket, solange es Tag ist!', Nun du aber hinweggenommen bist von Erden, mußt du einstehen für all dein schlechtes Beispiel, solange es weiter wirkt bei den Menschen. Du fragst mich, wie lange du noch leiden mußt in der Pein des Fegfeuers. Ich sage dir, du wirst leiden und büßen, solange deine Nachkommen noch fluchen, so wie du einst Gott gelästert!"

---

lich nichts mehr zu tun; er geht aber auch nicht zurück zur Hölle, um auftragsgemäß seine Spezln zu holen; denn er ist eigensinnig, will sein Teufelsglück noch anderwärts probieren und hat schließlich Angst, dem Luzifer unter die Augen zu kommen. Und denn knien ja auch, als die Mission zu Ende ist, Pfarrer Gruber und Pater Christ in der jetzt so stillen Kirche und beten inbrünstig zu Gott, daß er die Worte vom gleichen Evangelium: „. . . Dann geht er hin, nimmt noch sieben andere Geister mit sich, die noch ärger sind als er; . . . und die letzten Dinge dieses Menschen werden ärger sein als die ersten" nicht wahr werden mögen am Moosrainer Volk.

Alsdann, der Malefizer kann und will nicht zur Hölle zurück; so schleicht er demnach noch auf der Welt herum. Und darum, ihr lieben Landsleute innerhalb Bayerns, und ihr lieben Mitmenschen außerhalb Bayerns: Seid wachsam, daß ihr nicht in Versuchung fallet!

# Des Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter



(Fortsetzung.)

„Ja, morgen ist Sonntag, und ich möchte im Irenental alles für Montag vorbereiten. Montag kommt die Gottesmutter wieder, und viele Leute werde da sein. . . . Da muß der Platz sauber gemacht werden.“

„Geh nur, Jose, und mache den Platz sauber“, lächelte Herr Markus.

„Der Rosas Bub wird immer fetter. Ich habe ihn heute gesehen. Rosa war mit ihm im Irenental“, berichtete Jose.

„So?“, meinte Herr Markus.

Jose stand vor ihm, den Hut in der Hand. Pfarrer Markus merkte, daß Jose da noch etwas auf dem Herzen hatte. Darum fragte er:

„Was gibt es denn noch, Jose?“

„Nichts, Herr Pfarrer. Das ist alles. Ich möchte nur wissen: Ist die Luzia zurück?“

„Ja, die Luzia haben wir wieder heimgebracht.“

„Wird der d'Oliveira den Kindern nichts tun?“, fragte Jose mit lauernder Miene.

„Ich denke nicht. Er wollte nur wissen, was die Gottesmutter den Kindern alles gesagt hat.“

„Herr Pfarrer, sind Sie ganz sicher, daß der d'Oliveira den Kindern nichts antun wird?“, fragte Jose noch einmal.

„Wir müssen beten“, meinte Herr Markus. Sorge sprach aus seiner Stimme. Gleich darauf füllte sich jedoch sein Auge wieder mit Kraft und mit Licht:

„Man weiß ja nicht, was der Administrator im Sinne hat. Ich glaube aber doch nicht, daß er sich an die Kinder heranwagen wird. Wir haben wohl auch noch etwas zu sagen“.

Joses Augen wurden finster. Mit beiden Händen stülpte er sich hastig seinen Hut auf, zog ihn mit scharfem Ruck fast bis über die Ohren, und sprach drohend:

„Der Satan! Kein Christenmensch kann so einem Atheistischen trauen, weil er den Teufel im Leibe hat. Der Teufel soll sich ihn auch holen, den . . .“

Dann stockte er plötzlich. Er sah des Pfarrers Augenbrauen sich zusammenziehen. Mit langausgestrecktem Zeigefinger pochte Herr Markus gegen die Brust des Landstreichers und rief:

„Das Fluchen hört jetzt aber auf. Bei mir gibt es so etwas nicht. Oder du kannst gehn.“

Jose war zusammengeknickt. Herr Markus war böse auf ihn, daß merkte er. Und das schmerzte.

Jose war seit letzter Zeit nämlich stolz geworden. Stolz nicht auf sich selbst, sondern auf die wundersam schöne Ergriffenheit, die ihm seit der ersten Erscheinungsstunde im Herzen saß. Wie ein neues Lieben war ihm dieses Erlebnis, ein Lieben, daß ihn gefangen hielt und nicht mehr loslassen wollte. Neben all' den ungezählten und ungebeichteten Sünden seines langen Lebens, neben all' den vielen bösen und begierlichen Gedanken, die ihm auch heute noch durch Herz und Sinne gingen, saß sie ihm tief in der Seele.

Ja, ein heiliges Licht brannte da mitten im Dunkel, still und geduldig.

So geduldig und freundlich kann wohl nur die Gnade der Liebe Gottes sein, und das Schönste an der Erlösung ist, daß sie nicht schrecken will, sondern anziehen mit der unbegreiflichen Liebe dessen, den wir Vater nennen und der einmal, durch das Buch Isaias, von sich sagte: „So hoch der Himmel steht über der Erde, stehn meine Wege über den euren und meine Gedanken über den euren. Denn gleichwie herabkommt der Regen, wie auch der Schnee vom Himmel, und nicht mehr zurückkehrt, sondern tränkt die Erde, und gebären sie macht und sprossen, und Samen zum Säen gibt und Brot zum Essen, so wird mein Wort sein, das entspringt meinem Munde: Es kehrt nicht erfolglos zurück zu mir, es vollbringt, wozu ich es sende“.

Jose kannte dieses Bibelwort zwar nicht. Es ist aber so, daß Gott nicht nur da irgendwo oben weilt, in unbekannten Landen hinter den Sternen. Gott ist auch in den Tiefen. Er ist auch im Menschen, den er nach seinem Ebenbild erschaffen, den er durch seine Kraft erhält, und

den er nach seinem Ratschluß begnadet. Wie ein beseligender oder verwünschter Hammer klopft in jeder Menschenbrust das Göttliche, und keiner kann seinen Klang zeitlebens überhören.

In Jose begann dieser Hammer langsam den richtigen Klang herauszuschlagen. Jedenfalls war über den Landstreicher ein großes, feierliches Ahnen gekommen, daß Gott so sein müsse, wie Isaias es gesagt: Ein Vater herrlichster Liebe, zu dem die Menschenfreundlichkeit, die er aussendet, nie erfolglos zurückkehrt.

Wie ein Kind stand Jose vor diesem Vater. Wie ein Kind, dem seine Unarten herzwenig Sorge machen, das aber voll ehrlichster Verwunderung ist ob all' der Kraft und Herrlichkeit des Vaters. Er kann alles. Er wird niemals zum Hause hinausjagen, weil er eben der Vater ist. Man kann ihm trauen grenzenlos.

Daß Gott als Gegengabe etwas fordert, wußte Jose wohl so im Allgemeinen. Vorläufig dachte er aber noch nicht darüber nach. Vorläufig fühlte er sich nur zum Himmlischen hingezogen, und Pfarrer Markus war ihm das Bindeglied zwischen Gott und dem neuen Frohsinn seiner Seele.

Und nun war Herr Markus böse.

Jose zog langsam den Hut vom Kopf, starrte vor sich auf den Boden, und begann mit dem Fuße im Sande zu scharren.

Vorsichtig wagte er nach einer Weile aus den äußersten Winkeln seiner Augen auf den Pfarrer zu schauen.

Der stand immer noch da, mit furchtbar verzogenen Augenbrauen. Jose aber schaute weiter. Er senkte seinen Blick nicht mehr.

Und da kam es. Das mächtige Gestrüpp über Herrn Markus Augen begann sich langsam in die Länge zu ziehen, immer weiter den Ohren zu. Und mit den Augenbrauen gingen Mund, Nasenflügel und all die großen und kleinen Falten des Pfarrergesichtes. Je weiter alles das nach links und rechts sich zog, um so höher hob sich Joses Kopf und um so weiter zogen sich auch seine Gesichtszüge in alle Breite, bis Pfarrer und Landstreicher sich voll und ganz anstrahlten, wie Menschen es machen, die einander wirklich gut sind und die einander nicht weh tun können.

Jose hüstelte. Dann meinte er, daß er jetzt wohl gehen müsse.

„Ja", sagte Herr Markus, „das ist schon recht". Er kehrte sich um und ging ins Pfarrhaus.

Dort fand er einen Brief, der von seinem geistigen Mitbruder, dem hochwürdigen Herrn Manuel, geschrieben war.

Herr Markus las ihn und bekam starkes Herzklopfen. Dort stand geschrieben:

„Möchte hiermit noch einmal freundlichst wiederholen, daß mir Ihr angesagter Besuch sehr lieb sein wird. Erwarte Sie nächste Woche. Ihre Schwierigkeiten in Fatima werden wohl bald eine glückliche Lösung finden. Sie waren mir immer sehr wohl gesonnen. Das vergesse ich Ihnen nicht. Um mich Ihnen für alles dankbar zu erweisen, habe ich es auf mich genommen, Ihnen aus Ihren Sorgen herauszuhelfen. Ich verstehe vollständig daß es Ihnen in Ihrem Alter sehr schwer fällt, Dinge auf Ihre Schultern zu nehmen, wie sie gegenwärtig in Fatima vor sich gehen. Ich bin noch jung und ich habe alle meine Kraft in Ihren Dienst gestellt. Seien Sie versichert, daß der unselige Aberglaube Ihrer Gemeindekinder bald gebrochen sein wird. Um den ganzen Erscheinungsgeschichten, die unserer heiligen Kirche immer so viel Schaden antun, ein für alle mal ein Ende zu legen, habe ich durch meinen Vermittlungsmann mit Herrn d'Oliveira Santos Pläne ausgearbeitet, die Ihnen und Ihrer Gemeinde von größtem Segen sein werden. In der festen Hoffnung, Ihnen durch meine Dienste Ihre Sorgen abnehmen zu können, zeichnet sich, Ihr dankbarer Manuel Sascao, Pfarrpriester."

Des Herrn Markus Gesicht war tiefrot geworden.

„Ist denn der böse Geist in den Herrn Manuel gefahren?", fragte er sich. Er, der Pfarrer von Fatima, sei zu alt, um die Erscheinungen im Irenental beurteilen zu können. Das war doch etwas zu stark. Das war direkt beleidigend.

Herr Markus erhob sich von seinem Stuhle und begann unruhig im Zimmer auf und ab zu wandeln.

Was ist da nur wohl los? Warum schlägt der Herr Manuel so rücksichtslos auf Fatima ein? Keiner der Nachbarpriester hatte sich bisher in die Erscheinungsgeschichten eingemischt. Man sprach wohl sehr viel darüber, überall zeigten die Geistlichen aber größte Vorsicht in ihrem Urteil, sei dieses nun für oder sei es gegen die Möglichkeit der Marienerscheinungen.

Herr Markus blieb stehn, in tiefes Nachsinnen versunken. Die Beleidigung tat weh. Sein Stolz wehrte sich gegen die Hand des auswärtigen Priesters, die sich da in die Angelegenheiten seiner Gemeinde mengen wollte.

Nervös begann Herr Markus sich die Nase zu zupfen.

Es dauerte wirklich lange, bis sich das Menschliche in ihm beruhigte. Es grollte und grimmte, bis dem Herrn Markus plötzlich der Gedanke an das Irenental kam. Und er kam mit der Frage:

„Geht es um mich oder handelt es sich hier um eine heilige Sache?"

Herr Markus beschloß, in die Kirche hinüber zu gehn. Er nahm sein Brevier mit sich.

Ein paar Leute waren im Gotteshaus, die beichten wollten.

Herr Markus setzte sich in den Beichtstuhl. Er war aber immer noch nicht ganz beruhigt, und deshalb auch nicht ganz bei der Sache. Nicht sehr gerecht war deswegen auch heute seine Verwaltung der Beichtbuße. So manches Kind sah man nach der Beichte noch lange betend in der Kirche knien, während ein paar echte Bierstubensünder sehr bald die Kirchbänke verließen.

Herr Markus sah das vom Beichtstuhle aus, und er knurrte. Er wußte aber bald, warum es geschah. Er war zerstreut. Er gab große Bußen für kleine Sünden, und kleine Bußen für lange Abrechnungen.

Wirklich froh war er, als das letzte Beichtkind abgefertigt war. Längere Zeit blieb er im Beichtstuhle sitzen. Dann erhob er sich seufzend, trat hinaus, ging bis

an den Altar hinan, beugte sein graues Haupt, und betete.

Der Abend war schön. Als Herr Markus vor der Kirchtür stand, sah er Rosa daherkommen.

Das Mädchen weinte.

„Was ist denn mit dir?", rief er zur Straße hinüber.

Rosa blieb stehen und vergrub ihr Gesicht in die Schürze.

Herr Markus stieg die Kirchentreppen hinab und ging zum Mädchen hin.

„Warum weinst du?", fragte er kurz.

„Ich habe den Ludwig getroffen", antwortete Rosa schluchzend.

„Den Ludwig?", fragte Herr Markus verwundert, „was will der denn von dir?".

„Quälen will er mich, Herr Pfarrer. Er hat mich durch einen Buben rufen lassen. Da bin ich hingegangen."

Sie stockte. Und Herr Markus wartete auf weiteren Bericht. Als Rosa aber wieder zu schluchzen begann, fragte er mit etwas Ungeduld in der Stimme:

„Und was kam dann weiter?"

„Er hat geschimpft."

„Auf wen?"

„Auf mich. Weil ich immer ins Irenental gehe. Er hat gesagt, ich solle dort nicht mehr hingehen, das sei Aberglaube."

„Ja, warum bist du denn eigentlich hingegangen, als er dich rufen ließ?", fragte Herr Manuel weiter.

Rosa antwortete nicht. Sie weinte noch viel leidenschaftlicher als vorher.

„Hat er dich nach dem Kinde gefragt?", wollte Herr Markus jetzt wissen.

„Ja".

„Hat er dich geschlagen?"

„Gestoßen hat er mich".

„Rosa, geh' ja nicht mehr hin, wenn er dich wieder ruft", suchte Herr Markus zu trösten.

„Geküßt hat er mich auch", schrie da Rosa laut auf und rannte davon.

Wie versteinert stand Herr Markus da.

„Jetzt nur kühl denken, jetzt nur kühl denken", sprach er nach einer Weile halblaut vor sich hin. Er fuhr sich mit der Handfläche ein paar mal über die Stirn.

Das kühle Denken kam aber nicht. So sehr er sich auch einzureden suchte, daß dieser Ludwig, der die Rosa schon einmal so schamlos verlassen, der dann das kleine Heiligtum im Irenental zerstört hatte und nun mit Herrn Manuel und dem Kirchenhasser d'Oliveira Gericht über Fatima hielt, ja, daß dieser Ludwig die Rosa garnicht wert sei: Er freute sich doch. Wütend hätte er über diese Freude werden können. Sie war aber da und sie blieb.

„Was das wohl noch werden wird", dachte er kopfschüttelnd. Dann schritt er seinem Hause zu.

Vier kleine Vögelein sah er auf einem Baumast gleich neben der Pfarrhaustreppe hocken. Sie mußten wohl heute zum ersten Male ihr Nestlein verlassen haben. Als hätten sie Angst vor den Weiten der Lüfte, die rund herum um sie sich dehnten, so saßen sie da, verschüchtert und ganz ohne Mut. Sie glotzten auf den Priester.

Herr Markus blieb vor ihnen stehen. Dann trat er einen Schritt näher auf sie zu. Beim zweiten Schritt raschelte es aber plötzlich auf, und all' die vier Vögelchen waren fort.

„Vier Vögelein", sann Herr Markus vor sich hin. „Und vier große Sorgen habe ich. Genau vier. Die heilige Maria, die Kinder, der Herr Manuel und die Rosa. Wenn mir die doch so fortfliegen wollten wie diese Vögelchen da."

Er träumte noch eine Weile vor sich hin. Es beruhigte ihn nach all' den Aufregungen der letzten Stunden, und langsam wurde es wieder friedsam in ihm.

Noch war aber der Tag nicht vorbei. Pedro, der Landpolizist Fatimas, kam daher und grüßte. Dann sagte er trocken:

„Der Jose hat gerade einen jungen Mann jämmerlich verprügelt. Ich ging gerade durch die Felder und sah es. Jose sagt, der Mann heiße Ludwig und es sei derselbe Kerl, der vorigen Monat alles beim Eichbäumchen draußen im Irenental zerstört hat. Ich habe den Jose laufen lassen. Jedem Menschen seine Lehre, sag' ich. Und das ist Gerechtigkeit."

„Du liebe Zeit", jammerte Herr Markus auf, „was ist denn heute nur los? Ist Blut geflossen, Pedro? Hat Jose den Ludwig verletzt?"

„Blut ist schon geflossen. Aus der Nase. Das schadet nicht. Der Halunke wird sich hier wohl nicht mehr so bald zeigen."

Herr Markus sagte darauf:

„Pedro, ich bin müde. Gute Nacht."

Am nächsten Morgen mußte Herr Markus lange Stunden im Beichtstuhl sitzen. Er hatte während der Nacht kaum geschlafen. Müde war er aber nicht. Seine Gemeinde, das sah er, wollte sich auf den 13. August, und das war der nächste Tag, wohl vorbereiten. Wollte mit reinem Herzen ins Irenental wallen, die heilige Gottesmutter zu begrüßen. So wusch er denn ihre Seelen mit allem Priestereifer, den er aufbringen konnte. Des Herrn Manuels Brief gab ihm viel Feuer für diese Arbeit. Er war nämlich während der Nacht zur Ansicht gekommen, daß der Himmel schon helfen werde. Maria und ihr Sohn Jesus werden verhüten, was Herr Manuel da in seiner Unbesonnenheit und d'Oliveira in seinem Haß planen.

Die vier kleinen Vögelchen von gestern, Herr Markus konnte sie die ganze Nacht nicht vergessen. Furcht hatten sie vor ihm, darum sind sie fortgeflogen — wie seine Sorgen fortfliegen werden, wenn er nur Mut aufbringt, wirklich männlichen Mut, der gottvertrauend die Sachen anpackt, wo sie anzupacken sind.

Voller Energie saß er heute im Beichtstuhl und kräftige Gedanken sprach er seinen Beichtkindern zu. In große Frömmigkeit wollte er sie bringen, damit ihr Beten am nächsten Tage des Herrn und der heiligen Jungfrau vollstes Wohlgefallen fände. Dieses Wohlgefallen wird man morgen vielleicht gar notwendig brauchen.

## VII.

Der dreizehnte August war da. Es war wunderhell draußen und Herr Markus konnte sich garnicht an den Gedanken gewöhnen, daß heute Montag, und nicht Sonntag sei. Die Lüfte jedenfalls waren ganz sonntäglich. Als säuselte Gottes Segnen und Gottes Frieden durch das Laub der Bäume und über jedes Gräslein, lieb und fromm, wie immer in Sonntagsmorgenstunden, so schien es dem Pfarrherrn zu sein.

Von seinem Fenster aus bemerkte Herr Markus, daß seine Leute zur Pilgerfahrt ins Irenental gerüstet waren. Niemand arbeitete, alles war sonntäglich gekleidet. Nur die alten Großmütter und Großväter, die Kranken und ein paar ganz kleine Kinder werden wohl heute im Städtchen bleiben. Sie, ja, und er, der Pfarrer.

Wird er wirklich daheim bleiben? Während draußen seine Leute das Kommen der heiligen Jungfrau erwarten?

Darüber sorgte sich Herr Markus nicht mehr. Seine Pläne waren fertig. Um die Mittagsstunde wollte er sich auf Seitenwegen in die Nähe des Irenentales schleichen. Sehen durfte ihn niemand. Vielleicht aber, daß er schauen wird, was sich begibt. Ganz bestimmt aber wird das Segnen der heiligen Jungfrau auch ihm kommen, wenn er in der Nähe ist.

Es war fast elf Uhr vormittags. Herr Markus begann sich zu wundern. Vor einem Monat, am dreizehnten Juli, war um diese Zeit kein einziger Mensch mehr auf den Straßen Fatimas zu sehen. Alles war schon draußen im Irenental gewesen. Heute aber waren die Straßen voller Menschen. In Gruppen standen sie da und sprachen.

Das sah verdächtig aus.

Herr Markus wurde unruhig. Er solle sich nicht einmischen, wurde ihm aus der bischöflichen Kanzelei geschrieben. Er nahm nun aber doch Hut und Stock und trat auf die Straßen hinaus.

Unweit der Steintreppe, die er eben hinabstieg, standen Männer und Frauen.

„Herr Pfarrer", rief ihm eine Frau entgegen, „der Administrator will die Luzia fortholen."

„Die Luzia fortholen?", rief Herr Markus.

„Bei den Martos ist er. Vor einer Stunde schon ist er gekommen. Was er dort macht, weiß ich nicht. Jetzt hat er seine Kutsche zum Antonio Santos geschickt, die Luzia zu holen".

Pfarrer Markus hatte keine Zeit, weitere Fragen zu stellen. Er sah die Kutsche des Administrators daherkommen. Sie fuhr an ihm vorbei und blieb vor der Kirche stehen. D'Oliveira stieg aus, und mit ihm kamen Franz, Jacinta, ihr Vater Manuel Pedro, und Luzia.

Energisch ging Herr Markus dem Administrator entgegen. Der lächelte freundlichst und rief mit froher Stimme:

„Dürfen wir ein paar Minuten lang ihre Gäste sein, Herr Pfarrer?"

„Bitte, kommen Sie. Ihr auch, Kinder".

Herr Markus führte die Gruppe. Immer mehr Leute kamen die Fatimastraßen daher und gruppierten sich um Priesterhaus und Kirche.

Pfarrer, Administrator und die Kinder stiegen zur Veranda hinauf. Dort blieb d'Oliveira stehn. Er legte seinen Arm um Jacinta, streichelte mit der anderen Hand Luzias Haar, und sprach:

„Ich bin ein ganz ungläubiger Thomas, Herr Pfarrer. Ich bin heute hierher gekommen die Kinder zu bitten, mich einmal mitzunehmen. Ich möchte doch selbst sehen, was da vor sich geht".

Herr Markus ging unruhig, die Hände auf dem Rükken, auf und ab. Er war sich nicht ganz einig, was er sagen sollte. Die bischöfliche Kanzelei hatte ihm verboten, sich irgendwie in die Erscheinungsangelegenheiten einzumischen. Er selbst hatte den Männern gesagt, er glaube. Auch seine nächsten Priesterfreunde wußten das. Heute morgen noch hatte er den festen Vorsatz, die Kinder und das Heiligtum im Irenental öffentlich und kräftig zu verteidigen.

Nun aber kamen auf einmal die Zweifel. Er glaubte immer noch. Er wußte aber nicht, ob er es wagen solle, nach seiner Ueberzeugung zu handeln. Es könnte Schwierigkeiten geben. Schwierigkeiten mit der bischöflichen Kanzelei, und Schwierigkeiten mit den vielen Leuten, die da draußen vor dem Pfarrhause standen und in eigenartigem, fast drohendem Schweigen zur Veranda des Pfarrhauses hinaufschauten. Wenn er, der Pfarrer, sich jetzt, in diesem Augenblicke, zum Glauben an die Erscheinungen bekennt, dann wehe dem Administrator, wenn der da irgend einen Streich mit den Kinder spielt.

Daß der Administrator etwas ganz Anderes im Sinne hatte als das, was er vorgab, spürte Herr Markus nur zu gut. Und das sorgte ihn.

Herr Markus schaute zum Verandafenster hinaus auf die Straße. Er sah den Jose gleich neben der Kutsche stehen. Er sah auch, wie Jose sich duckte und in die Menschenmenge drückte, als er des Pfarrer Blick bemerkte. Herr Markus wußte gleich: Das war das schlechte Gewissen des Gauners, der gestern Abend den Ludwig verhauen hatte, gleich nachdem er seine Zurechtweisung wegen des Fluchens bekommen, und auch Besserung versprochen hatte.

Herr Markus fand jetzt aber keine Zeit, sich mit dem Landstreicher abzugeben. Er mußte sich schnell entschließen, wie er zu handeln habe. Und der Entschluß war bald da. Herr Markus wollte sich weiter ungläubig stellen, um das Volk nicht gegen den Administrator zu treiben. Die Regierung würde der Kirche so etwas nicht schenken. Spielt er jetzt den strengen, ungläubigen Pfarrer, dann verschmiert er auch des Administrators Augen. Nachher wird er schon scharf beobachten, was geschieht. Allein, oder zusammen mit einer Gruppe von trauenswerten Männern, läßt sich weit mehr erreichen als mit einer aufgebrachten Menge.

Herr Markus war listig. Er war ein kluger Mann.

Mit zusammengezogenen Augenbrauen wandte er sich an die Kinder:

„Wer hat euch gesagt, solche Sachen zu verbreiten, wie ihr sie da verbreitet?", fragte er rauh.

Jacinta bekam kugelgroße Augen. Langsam schlängelte sie sich um Luzia herum, bis sie fast hinter ihr stand. Von dort aus starrte sie mit angsterfüllten Blicken auf den Pfarrer.

Auch Franz und Luzia schauten bleich auf ihren Priester.

„Antworte", knurrte Herr Markus, auf Luzia schauend.

„Die schöne Frau, die uns im Irenental erschien", kam es halblaut und zitternd von Luzias Lippen.

„Weißt du auch, das jeder, der so lügenhafte Geschichten von Gott und von Maria erzählt, in die Hölle kommt?"

Da hellte es auf in den Augen der kleinen Luzia. Alle Furcht war wie fortgewischt und ihr ganzes Antlitz strahlte von so viel Unschuld, Demut und heiligem Bekennertum, daß Herr Markus weich zu werden drohte. Er hörte sie sprechen: „Ich weiß, daß alle Lügner in die Hölle kommen. Wir kommen aber nicht in die Hölle, weil wir nicht lügen. Wir haben nur gesagt, was wir gesehen haben und was die schöne Frau zu uns gesprochen hat."

Kinder haben sehr feine Sinne. Wir Großen spüren das Wahre und das Falsche nicht mehr mit dem Herzen. Es kann sich vor uns verbergen. Das kommt daher, weil wir zu viel lügen und heucheln, und belogen und beheuchelt sein wollen. Kinder glauben noch an die Unverdorbenheit des Guten. Darum suchen sie es mit den innersten Trieben ihrer das Wahre, das Gute und das Schöne bestaunenden Herzen.

Und sie finden es immer. Auch Jacintas Herz begann froher zu klopfen, als sie in diesem Augenblicke des Pfarrers Gesichtszüge sah. Tiefe, anziehende, heilige Güte zuckte dort sekundenlang auf. Trotz aller Finsternis, die gleich darauf wieder aus des Pfarrherrn Blicke drohte, drängte sich das kleine Mädchen zutraulich vor und fragte mit seinem hellen Stimmchen:

„Herr Pfarrer, hört die Hölle niemals auf?"

Erstaunt schaute Herr Markus auf das Kind. Diese Frage drang so lieb und so anschmiegend in all' den bitteren Ernst der Stunde hinein, daß der Pfarrer sich kräftig räuspern mußte, um ja hart zu bleiben.

„Niemals hört die Hölle auf", polterte er, von Jacinta fort und auf Luzia schauend.

„Auch nicht nach vielen vielen vielen hundert Jahren?", fragte Jacinta in größter Unbefangenheit weiter.

„Auch nicht nach hundert Millionen Jahren. Und du wirst immer in der Hölle bleiben, wenn du Lügen über die heilige Gottesmutter verbreitest", bellte Herr Markus zurück.

„Ich lüge ja nicht", sprach Jacinta weiter, mit hellen Augen auf den Priester schauend. „Die heilige Maria hat gesagt, daß viele Menschen in die Hölle kommen, weil sie böse sind und nicht büßen wollen. Wir alle, hat die heilige Maria gesagt, sollen Buße tun, damit nicht so viel Menschen in die Hölle kommen".

Herr Markus sprach tief in seinem Herzen ein Stoßgebet nach dem anderen. Die kleine Hexe da wird ihm noch seinen ganzen Plan verderben. Er mußte ihr das Schnäbelchen schließen. Darum schimpfte er sie an:

„Sei jetzt ruhig. Und du, Luzia, sag' einmal, ist es wahr, daß euch die Frau da im Irenental ein Geheimnis anvertraut hat?"

„Ja", gab Luzia zurück.

„Was hat sie euch gesagt?"

„Das darf ich nicht verraten. Wenn Sie aber wollen, werde ich die heilige Maria heute fragen, ob ich es Ihnen sagen darf", gab Luzia zurück. Und Franz, der bis jetzt garnicht zu Worte kommen konnte, fügte schnell hinzu:

„Die heilige Maria wird uns ganz bestimmt erlauben, Ihnen alles zu sagen, weil Sie doch der Priester sind."

Der Administrator mischte sich jetzt ins Gespräch:

„Es wird spät, Kinder. Wir müssen fahren". Dann wandte er sich an den Pfarrer:

„Sie haben wohl nichts dagegen, wenn ich die Kinder in meiner Kutsche hinausfahre?". Und alle Leute, die draußen vor der Veranda standen und scharf beobachteten, sahen, wie der Administrator wiederum die zwei Mädchen gütig umschlang.

Herr Markus traute dieser Freundlichkeit nicht. Er sah aber die vielen Menschen vor seinem Hause stehen. Vor denen den Kindern etwas anzutun, würde d'Oliveira wohl nicht wagen. Er brummte:

„Wenn die Väter der Kinder nichts dagegen haben, dann soll's schon sein".

„Seht ihr", rief d'Oliveira mit breitem Lächeln zu den Kindern hinunter, „der Herr Pfarrer hat nichts dagegen, daß ihr mit mir kommt".

Mit diesen Worten drängte er die Kinder zur Tür hinaus.

„Ich will nicht fahren, ich will gehen", spreizte sich Franz, als der Administrator mit den Kindern vor der Kutsche stand.

„Ich will auch gehen", sprach Luzia, und kehrte sich um.

„Mit dem Wagen sind wir viel schneller draußen", meinte d'Oliveira. Er griff nach Jacinta und hob sie auf den Wagen. Dasselbe tat er mit Franz. Luzia schaute unschlüssig zu, dann stieg auch sie langsam auf. D'Oliveira hatte bereits die Zügel in der Hand.

„Platz da, Leute. Wir fahren ins Irenental", rief er lachend in die Menge hinein. Dann fuhr er los. Erst langsam, und dann, als er auf freier Straße war, in voller Eile.

Die Leute schauten der Kutsche nach. Nur einer rannte ihr mit weitausholenden Beinen nach, und das war Jose, der Vagabund.

„D'Oliveira fuhr dahin. Neben ihm, auf dem Bock, saß Franz, der langsam Interesse für die wohlgepflegten, schnellen Pferde zu empfinden begann. Luzia und Jacinta saßen im Hintersitz. Unruhig schauten sie vor sich hin. Plötzlich sprangen sie beide auf. Und Franz schrie:

„Das ist der Falsche Weg. Ihr müßt da 'rum fahren".

„Nur keine Angst, Junge", antwortete d'Oliveira lachend. „Wir fahren zuerst nach Ourem. Der Pfarrer von Ourem will auch mit. Er will die Erscheinung auch sehen."

Luzia griff nach d'Oliveiras Arm:

„Wir kommen zu spät. Wir müssen zu Mittag beim Eichbäumchen sein. Wir müssen zurückfahren".

D'Oliveira tätschelte, ohne sich umzukehren, Luzias Hand:

„Wir fahren schnell. Und zurück fahren wir mit

meinem Auto. Das geht noch viel schneller. Ich habe dem Herrn Pfarrer von Ourem versprochen, ihn mitzunehmen. Er wird böse, wenn ich ihn nicht abhole".

Dann trieb er die Pferde zu größerer Schnelle an.

Herr Markus, Manuel Pedro Marto, Antonio Santos und alle den Kirchenplatz füllenden Fatimaleute schauten dem entschwindenden Wagen nach.

„Wohin fahren die denn?", fragte ein großer Bauer Manuel Pedro, den Vater Franzens und Jacintas.

„Im Irenetal werden wir sie treffen", gab der zurück. „Warum der d'Oliveira einen anderen Weg nimmt, weiß ich nicht".

Er schaute immer noch in die Richtung, in der die Kutsche des Administrators verschwand. Dann wandte er sich seinem Schwager, dem Antonio Santos, zu und meinte:

„Gehen wir".

Die Männer gingen. Und alle anderen wallten mit, dem heiligen Orte entgegen. Herr Markus stand immer noch in der Verandatür. Seine Stirn war umwölkt.

Eine halbe Stunde später knieten Manuel Pedro und Antonio Santos rosenkranzbetend in der Nähe des Eichbäumchens. Ganz an den heiligen Ort konnten sie nicht heran, denn die Scharen der Pilger, die dort weilten, und das Gedränge, mit dem jeder in die Nähe des friedlich umzäumten, und heute mit frischen Blumen umschmückten Eichbäumchens zu kommen suchte, waren groß. Nach Aussage der übervielen Zeugen, die später von den kirchlichen Behörden bezüglich des 13. Augusts 1917 ausgefragt wurden, waren weit über sechs tausend Pilger an jenem Tage um das Eichbäumchen versammelt. Von nah' und von fern waren sie gekommen. Barfuß wallten viele zu Fuß zwei und gar drei Tage lang von den verschiedensten Himmelsrichtungen daher. Sie trugen Körbe, gefüllt mit Brot, Käse und Fleisch, und tonerdene Wasserflaschen hingen vielen am Gürtel. Um die Schultern hatten Väter und Mütter und größere Kinder Schlafdecken liegen, die sie vor dem Eichbäumchen abnahmen und vor sich auf den Boden legten.

Unter den Kleinbauern und Knechten mit den verwitterten Gesichtern und wirrem Haar sah man auch so manchen wohlgekleideten Bauersmann und stolze Bauersfrau knien. Selbst Städter waren da in großen Zahlen, einfache Arbeiter und Herren und Damen. Junge Leute durchschritten mit wichtiger Miene und beladen mit großen und mit kleinen Photographenapparaten die Mengen. Sie trugen Städterhüte, die meistens keck zur Seite oder zum Hinterkopf geschoben waren.

„Die sind von der Zeitung", flüsterten die Leute.

Ein großer Bauer stand auf und riß zweien dieser jungen Männer den Hut vom Kopf. Er brüllte dabei über die Knieenden hinweg:

„Hüte ab!"

Und das war bald verstanden. Wo die Stimme des Bauern nicht hinkam, da trugen es die Leute weiter. Kein Städter wagte mehr, mit bedecktem Haupt unter ihnen oder auch nur in ihrer Nähe zu weilen.

Weit hinter den Wallfahrern standen Pferde und Esel, Kutschen, Autos und Motorräder. Ein paar Burschen trieben sich um sie herum, Tier und besonders Maschienen prüfend und bewundernd.

Die allerverschiedensten Stimmungen herrschten an jenem Tage um das Eichbäumchen herum. Die meisten kamen mit tiefem Glauben. Jeder dieser Glaubenden brachte sein eigenes Hoffen mit. Einer wollte Gesundheit, der andere gute Ernte. Hier wollte ein Mütterchen für ihren Sohn beten, dort kniete ein reichgekleideter Herr mit einer jungen, schönen Frau, die gesegneten Leibes war.

Unter den Zweiflern gab es zwei Gruppen. Da waren solche, alle dem einfachen Volke entstammend, die mit unruhig flackernden Augen den kommenden Dingen entgegenharrten. Es ging unter ihnen ein böses Gerede über den Krater herum, der in der Nähe des Irenentales sich befand. Alle Leute kannten ihn. Und die ganz Alten wußten zu erzählen, daß dieser Krater früher einmal das Feuer der Erde ausgespien habe, Felder, Tiere und Menschen vernichtend. Der Teufel, so sprach man während der letzten Wochen in vielen Hütten, locke durch trügerische Erscheinungen viele gute Christen in die Nähe dieses Kraters. Wenn er genügend fromme Christen zusammenhabe, werde er den Krater sich plötzlich öffnen lassen, um alle zu vernichten.

Andere hatten Zweifel, die sie kurzweg Unglauben nannten. Flüsternd saßen sie in Gruppen auf dem Boden — niemand wagte zu stehen, die Bauern und die Bauersfrauen hätten sie niedergerissen, und knien wollten sie nicht — und beurteilten, was sie sahen. Gekommen waren sie aber doch, trotz ihres Spottens und Höhnens über des Volkes ‚finsteren Aberglauben'.

Maria Carreira, die sich im Juli schon des Eichbäumchens angenommen hatte, stand heute wieder wie eine Sakristanin vor einem kleinen Tischlein, das sie vor den Baum hingestellt und nun wie einen Altar schmückte. Das Zäunchen um den Baum herum, ganz besonders aber die Eingangspforte und der Baumstamm selbst, waren mit Kränzen frischer Blumen und Blätter umrungen. Maria Rosa, Luzias Mutter, von der doch jeder zu wissen meinte, daß sie überhaupt nicht an die Erscheinungen glaube, ja, daß sie ihre Tochter sehr oft dieser Dinge wegen geschlagen hatte, stand mit ihrer ältesten Tochter neben Maria Carreira. Hier und da halfen Mutter und Tochter der frommen Frau.

Die Leute flüsterten sich zu, daß Luzias Mutter Geld gegeben habe, die zwei jetzt brennenden Lämpchen zu kaufen, die zu beiden Seiten des kleinen Zauntores hingen.

Heiß glühte die Sonne vom Himmel. Es wurde Mittag. Um diese Zeit war die heilige Jungfrau gewöhnlich gekommen.

Unruhig kniete Antonio Santos neben seinem Schwager Manuel Pedro.

„Sie sind noch nicht da", murmelte er unruhig. Jedesmal, wenn er sich erheben wollte, um den Weg hinunter zu schauen, auf dem er die Kutsche des Administrators mit den Kindern daherzukommen hoffte, zog ihn Manuel Pedro wieder auf die Knie.

„Warten wir", sagte er kurz.

Antonio konnte die Ruhe seines Schwagers einfach nicht begreifen.

(Fortsetzung folgt.)

MARIENBOTE

★ ★ ★ The Catholic Family Monthly ★ ★ ★

# THE STAR GUIDED MISSIONARIES

Vol. XVI Feb. 1948 No. 4

Every New Year is but six days old when the Church observes the great feast of the Epiphany or manifestation of Christ and His Kingdom to the Gentiles, one of special import to all missionaries. That revelation to the Three Wise Men from the East is perpetuated by our missionaries, the modern messengers of Faith to the Gentiles.

This year just beginning marks a period in history which is named as none other ever has been, the ATOMIC AGE, the era of world destruction. Though the atomic bomb wrought havoc in Japan only, during the recent war, Europe, the great fortress of our civilization, was shattered into piles of rubble, while millions of human beings are left homeless and starving. Gloom envelopes the world. Yet more tragic are the spiritual agonies, the blasting of noble hopes and ideals in men's souls.

Confronted with such colossal destruction, wonder if there is any human power left to restore the glories of Europe, her human excellence and spiritual ideals. Looking back through the ages, we recall ancient Europe overrun by barbarian hordes who were brought to their knees in prayerful worship of the true God by missionaries such as Augustine, Patrick, and Boniface. By the Cross were they conquered, but their barbaric spirit seems to break out perennially, which in this era, means the ruin of European civilization.

Yet there is hope, despite the seeming frustration to keep the Cross aloft. The spirit of those early missionaries is still glowing in brave hearts of thousands of apostolic priests, Brothers and nuns. In lands where paganism, ignorance, poverty, and disease are rampant, these emissaries of Christ have built thousands of dispensaries, thousands of schools, hundreds of churches and chapels, over a hundred leprosoriums, to say nothing of orphanages and homes for the abandoned aged. So telling have been these heroic works of charity, done in Christ's name, that "Catholics in mission lands now number over twenty-one million, and their number has been increasing at the rate of a half-million a year." If Christianity is losing ground in Europe and even in America, it is steadily on the increase in mission lands, and this through the unflinching sacrifices of our inspired missionaries.

Again we wonder, what inspires these selfless missionaries to lead a life of sacrifice and hardship. They do so in answer to St. Paul's admonition: "God our Savior wishes all men to be saved and to come to the knowledge of the truth." They realize that, in following the miraculous Star to the Manger in Bethlehem, they must not linger there long in spiritual joy and ecstasy but must go forth as missionaries to carry Christ to the Gentiles. Imbued with the spirit of Christ, they can do and bear all things.

This spirit of Christ is not only that of truth and wisdom,

CONTENTS



The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Father of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask. Subscription: $2.00 per year.

# An Apostle of the Poor.....

CHARLES JOSEPH EUGENE
DE MAZENOD
BISHOP OF MARSEILLES
Founder of the Congregation of the
Oblates of Mary Immaculate



The following details are published in entire submission to the decrees of Urban VIII.

Charles Joseph Eugene de Mazenod was born at Aix-en-Provence the 1st of August, 1782. When hardly eight years old, he was forced to flee to Italy to escape the persecution to which his noble family was exposed at the beginning of the French revolution. Thus he received his early education in Italy. Nice, Turin, Venice, Naples and Palermo were the halting places of his long exile till his twentieth year. Returning to France in 1802, he decided to embrace the ecclesiastical state, although a brilliant career in the the world was open to him. When reminded that his decision would mean the extinction of his ancient house, as he was the last scion of his family, he proudly answered that his family could not end better than in a priest.

Ordained in 1811, Father de Mazenod devoted himself with untiring zeal to the salvation of souls. In 1816 he founded the Congregation of the Missionaries of Provence, to whom Pope Leo XII gave the title "Missionary Oblates of Mary Immaculate" when he solemnly aproved their Rules and Constitutions in 1826. Appointed Bishop of Marseilles, Eugene de Mazenod continued, however, as Superior General of his Oblates till his death. Their apostolate was not to be confined to France: during his lifetime the Founder had the joy of seeing his sons go forth to "preach the Gospel to the poor" not only in European countries, but also in Canada, Ceylon and South-Africa. Today the Oblates of Mary Immaculate possess thirty-five provinces throughout the world.

During his long episcopate of nearly forty years at Marseilles, Bishop de Mazenod's unceasing labours for the Church were so remarkable, that he is justly considered one of the grand pioneers of the religious and social regeneration of France, during the half-century following the great revolution.

But he was above all a truly holy "man of God," having but one thought, one ambition: the glory of his Divine Master and the salvation of souls through the mediation of Mary Immaculate. God was pleased to favour him with extraordinary gifts and graces during his life: He also deigned to show forth the sanctity of his faithful servant by signal favours, wonderful graces, granted through his intercession since his death.

### Extraordinary gifts in his lifetime

During the long life, Eugene was always noted for his ardent spirit of faith, his constant union with God in prayer, his self-sacrificing love for souls. Gifted with discernment in reading the hearts of men, he also possessed the gift of prophecy: here are a few examples:

One day, at Marseilles, Madame Ollivier asked him to bless her and her three young children. He gave them his blessing, and then, placing his hand on the head of Marius, the youngest child, he said to the mother: "This child will one day be a Bishop; rear him very carefully." And, in fact, Marius Ollivier died Bishop of Ajaccio in 1906.

On his death-bed, speaking to his nephew, the Marquis de Boisgelin, he said: "I bless you and your descendants, and I give a special blessing to that one of your sons who will have twelve children." This prediction was verified forty years later.

The venerable Bishop wrote in

---

but it is chiefly one of compassion. Christ had compassion on the poor, the hungry, the diseased and the grief-stricken. This spirit did not die with Jesus on the Cross. It is burning today in the hearts of our missionaries. This thought can not fail to awaken in each one of us the spirit of compassion and a deep sense of our duty in spreading the Faith at home and abroad. The missions need support both spiritual and material now more than ever.

"MARY IMMACULATE"

his private journal, the 1st of August, 1858, that he saw before him but three years more of life or still less. He died two years and ten months later, the 21st of May, 1861.

## Favours granted after his death. Multiplication of bread.

The 12th of September, 1864, in the convent of the Grey Sisters at Ottawa, Canada, the supply of bread was found to be insufficient—and more could not be then procured. Confidently the Sisters appealed to Mgr. de Mazenod in prayer, begging that no one should have to go without her share. They ate their full meal at midday. It was then discovered that there was still as much bread in the larder as before their repast. To make sure they were not mistaken, the Superioress told the 54 Sisters to partake of it as usual at the afternoon lunch and at supper; the amount of bread remaining was still about the same. Two hundred and eighty-six bread-portions had been miraculously provided!

## Cures:

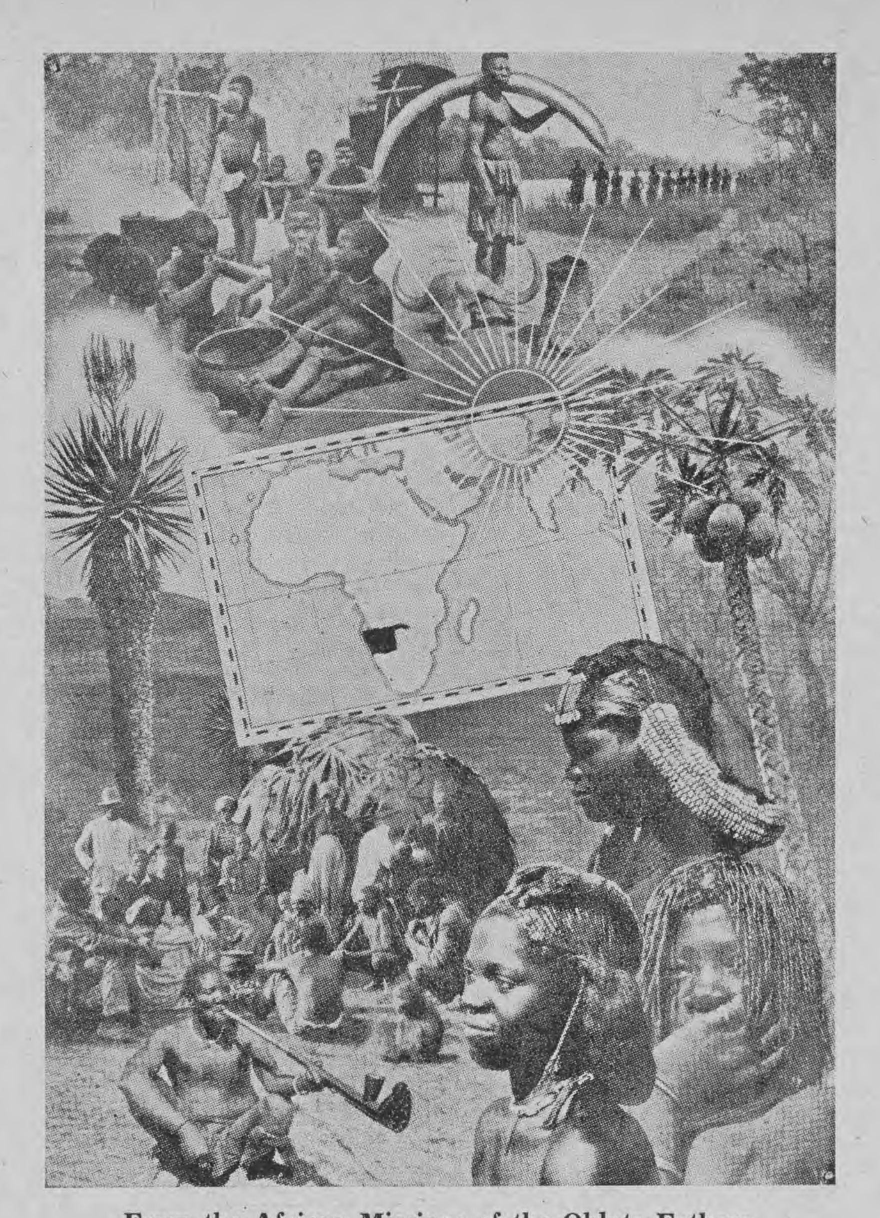
In 1864, Mrs. Wilhelmina Laberge, of Plattsburg (U.S.A.) was afflicted with supurating sores which the doctors had declared incurable. She began a novena of prayers to Mgr. de Mazenod. From the first day of the novena the suppuration noticeably decreased and on the 8th of September, the last day, the sores were completely healed.

At Autun, France, in 1868, two Oblate students, Marcellin Deltour and Germain Michel, fell gravely ill with typhoid fever. The doctor gave them but a few hours to live. A relic of the Founder, Bishop de Mazenod, was placed near them. At once their pains ceased, all danger was averted, and they completely recovered.

In 1890, Miss Eugenie Levêque, school-teacher in Manitoba, was suffering from acute congestion of the left lung. The application of medicinal plasters the patient by causing torturing only aggravated the condition of blisters. Completely exhausted, she invoked the intercession of Mgr. de Mazenod, applying one of his relics. By midnight of the same day, 28th of February, she was completely cured.

At Rome in 1920, Father Coquil, O.M.I., as a result of a severe chill, experienced most acute pain in his right lung. A hacking cough brought on spitting of blood. Before taking any remedies, he decided to begin a triduum of prayer before a reliquary containing the heart of the venerated Founder. At the end of the three days his cough ceased, as did the blood-spitting. His recovery was complete and permanent.

In 1926, Theodore Smiereck, a tinsmith of Borken, Wesphalia, Germany, had a heavy fall and fractured his skull. A novena to Mgr. de Mazenod was be-



**From the African Missions of the Oblate Fathers.**

(Courtesy of 'Monatsblätter', Oblate Fathers, Huenfeld, Germany)

gun by his friends. In a few days, to the surprise of the Doctors and nurses of the hospital of Borken, to which he had been taken, he made a perfect recovery without suffering any loss of his faculties, although there remained a deep scar on his skull.

In 1927 Sister Beatrice, a nun of the Congregation of Nursing Sisters of St. Augustine (Marseilles) had for seven years a malignant growth of her nose. The eminent Marseilles surgeon, Doctor Aubert, decided it should be removed; Sister Beatrice dreaded the operation. She knelt in her cell the day before the operation was to take place, and thus prayed to Bishop de Mazenod: "Monsignor de Mazenod, you are said to work miracles; and, besides, there is question of your beatification. Rid me of this wretched wart so that Doctor Aubert shall not have to cut it off." After a while she added "Free me from it without delay, so that I can see clearly that it is to you I owe being rid of it." A few moments later Sister Beatrice noticed that the growth had disappeared leaving no trace whatever.

Madame Susan Michallet, 87 years old and suffering from liver trouble with painful vomiting, was prostrated in 1927 at Marseilles with an attack of appendicitis and peronitis. The doctors declared an immediate operation necessary. But the sick woman, encouraged by Sister Beatrice (mentioned above), had recourse in fervent prayer to Mgr. de Mazenod. Her confidence was rewarded, and on the morning on which the operation was to take place, she found she was perfectly cured.

The 30th July 1928 at Bonnieux, Vaucluse, France, a little girl of eight years named Jeanne Salat, became suddenly ill with frightful convulsions and was in danger of dying from suffocation. Acute meningitis was the diagnosis of the physician, who gave up all hope of saving her life. On the breast of the little sufferer was placed a picture of Mgr. de Mazenod whom her family began to invoke. At once the convulsions ceased, the child fell into a gentle sleep which last all night. The next morning Jeanne awoke in perfect health. A specialist, Dr. Barra, arrived from Avignon bringing an antimeningitis serum. He could find no sign of illness.

Sister Saint Regina, religious of the Congregation of St. Charles in the Hospice at Apt, who had been suffering for seven years from enteritis, became gravely ill in April 1928 with tuberculosis of both lungs. The malady was complicated some days later by infectious meningitis. The doctor gave her but a few days to live. The Superioress decided to offer a novena of prayer with her community, begging Mgr. de Mazenod to obtain the cure of the sick sister. The third day of the novena the state of the patient got worse and the doctor declared the end was near. On the eighth day, however, the fever abated, and on the final day of the novena Sister Regina was perfectly well. The tuberculosis and the meningitis had disappeared, as had also the enteritis from which she had so long suffered.

A. Mr. Rivière, living at St. Gorgon, Canada, was sixty years old and had heart disease. In February, 1928, he became gravely ill with an attack of bronchial pneumonia. In a few days his condition was so serious that the Last Sacraments were administered. The physician considered his case hopeless and left, saying it was useless to return. In her anxiety the wife of the sick man appealed in prayer to Mgr. de Mazenod; slipping a picture of the Servant of God under her husband's pillow she began a novena. The following night the delirium ceased, the patient slept restfully till morning: all danger was averted and Mr. Rivière was soon restored to health.

In 1931 at Ballinger, Texas, U.S.A., a Mexican, J. Saenz injured his hand when while shearing sheep. Blood-poisoning set in and the man was in extreme danger of death. His friends made a novena of prayer to Bishop de Mazenod, and on the ninth day the injured man was out of danger and recovered.

*

The facts, extraordinary beyond all possible doubt, are but a few among many others. They are attested by truly reliable witnesses and supported by documentary proofs. They show us that in our needs and anxieties we can confidently invoke the intercession of the venerated Founder of the Oblates. Should we not therefore beseech our Divine Lord to deign to grant that His holy servant be given the honours of the Beatified by Holy Mother Church?

---

## ASH WEDNESDAY

**"Remember man, that thou art dust, and into dust thou shalt return."**

Aye, tis the doom of all! —
Monarch and lowly thrall,
Gravest in Wisdom's hall,
Earth's youngest born;
Fairest of beauty's throng,
Boldest the brave among,
Into dust whence they sprung
All shall return.
Wealth cannot buy release,
Wisdom must hold his peace,
Sceptres and signets cease
Potent to be:
Sword, shield and coat-of-mail,
No longer ought avail;
Love, pride and glory quail
At this decree.
But — wondrous mystery! —
Man does not, nathless die;
For when our bodies lie
Under the sod;
Lives our immortal part
Cursed with eternal smart,
Or blessed with God.

(Rev. R. J. McHugh)

# Mamma's So Romantic

By OWENITA SANDERLIN

It was St. Valentine's Day and my heart was in my throat. I tried gulping down one of mumma's heart-shaped cookies, fresh out of the oven, but I still could not seem to swallow my own. This was the most important moment of my life.

"Mumma," I began—

"No more cookies before lunch," mumma said. "And besides, it's papa's favorite kind. For once I'm going to save some till he gets home, if I have to sit on the breadbox myself." We keep our cookies in a breadbox because no cookie jar would even begin to hold one of mumma's bakings. There are nine children in our family, of which I am the oldest girl.

My twin kid brothers, Johnny and Jimmie, were also in the kitchen trying to snitch cookies behind mumma's back. When she said that about sitting on the breadbox they almost fell over laughing because mumma is pretty big. I glared at them, on account of with me about to ask this world-shaking question I didn't want mumma upset. And I am pretty sure mumma wishes she had a size 23 waist, like me, although she never complains.

"Mumma," I said, "I have been asked to the Valentine Ball!" I spoke simply, but I wasn't disappointed in the effect I wanted to produce.

"Molly Sinclair!" mumma screamed. Then she put her arms around me and rocked me back and forth, with the tears streaming down her cheeks. "Oh, Molly, my darling baby!"

"I'm almost 17," I tried to say, but my voice came out of her bosom sort of muffled. "Lots of girls have dates before they're even 16. Oh—please, mumma?"

Mumma stopped rocking, wiped her eyes, and held me at arm's length. I know perfectly well what she saw, because all us kids look alike—except Teresa, who is dark and French-looking like papa. The rest of us have blue eyes, like mumma's, and light hair which I can't honestly say is golden, and freckles. But I don't mind the freckles any more—he said they were cute.

"And who is it?" mumma asked.

"Barry Owens," I said breathlessly. "And, oh, mother, he's so—"

Johnny and Jimmie drowned me out. "Molly's got a boy friend," they chanted.

"Run along with you," mumma said. "Go on, now—get your hands off papa's cookies and scoot!"

We all do what mumma says, so the twins scooted, thank goodness.

"He's a very nice boy," I said primly. "You know, mumma, he used to be an altar boy." I

## SUGGESTIONS FOR LENT

ABSTENTION FROM INTOXICANTS. If one has sinned by drunkenness or overindulgence he should be only too willing to deny himself that which has occasioned his sins. Total abstinence may be difficult, but it leads to self control and the strengthening of the will.

STATIONS OF THE CROSS. This is a manly devotion. It was Christ the Perfect Man who first made the Stations. The Way of the Cross can be made with profit in about ten minutes. Nothing more is required than a short reflection on the events pictured at each Station. No genuflections or special prayers are necessary; simply reflect on Christ's sufferings as suggested by the fourteen scenes of the Passion.

ROSARY. The rosary can be said reverently in ten minutes. If your day is so filled with activities that you think you cannot spend that much time with your beads on one occasion, then say part of the rosary in the morning and part before retiring.

DAILY MASS. This is the perfect Lenten practice. Mass gives God more praise and reparation than any other devotion. It is Calvary all over again, that's why Mass is so pleasing to God. Mass is the perfect prayer and the perfect act of reparation for sin because it brings Christ from Heaven to pray and to offer the merits of His sufferings for us and with us.

HOLY COMMUNION. A single Holy Communion strengthens the recipient in all the virtues, particularly in charity. If Lent is a time to make greater strides in kindness, patience, purity, truthfulness, and the other virtues, then one should welcome Christ at the altar rail daily.

held my breath. Mumma was frowning.

"Well," she said finally, when I was about ready to burst, "I suppose you could go to the Valentine Ball with Barry Owens—only—I don't know what in the world you have to wear."

"Mumma!" I practically yelled, flinging my arms around her and whirling her around the room.

"If you don't let me go," mumma gasped, "I won't be fit to make you—a dress—this afternoon."

Well! As you see, words can't express what a wonderful mother I have got. By this time you probably think this is going to be a story about me and Barry Owens, but you're wrong. It's really a story about mumma and papa, but being only 17 and this being my first date, I naturally can't help dragging Barry in, and besides it just goes to show what I wanted to explain to you. How mumma is so romantic.

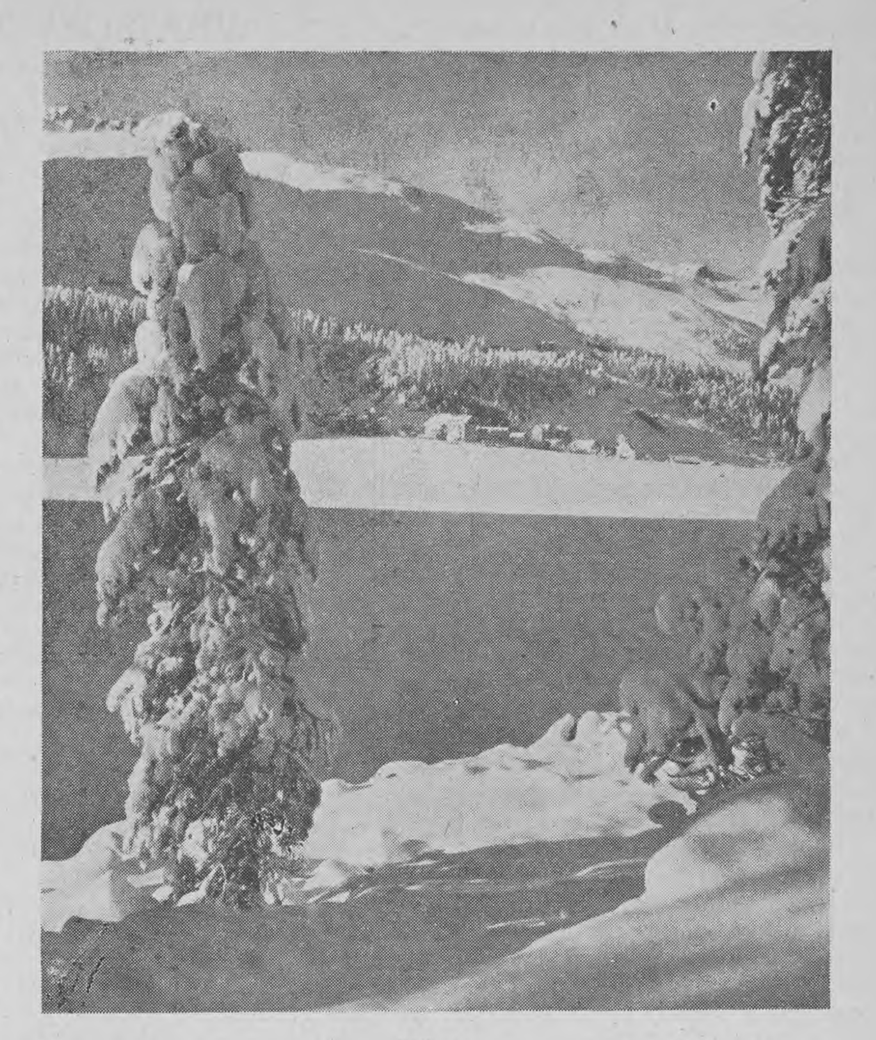
But papa—well, of course, I just adore papa, but nobody would ever call him romantic! Papa is the foreman of the Northern Paper Mills, but if you didn't know this you would probably guess he was a college professor because he is so absent-minded. And besides, he looks so much like a college professor—tall and thin and sort of meek but distinguished.

And as I said, this was St. Valentine's Day, and I just knew papa would never think to send mumma a Valentine. And there was mumma keeping us kids out of his favorite cookies—cut like hearts—all day long, waiting for him to come home.

I tried to tell him when he left the first thing in the morning. I said, "Well, papa, it's Valentine's Day!"

"Is that so?" said papa, taking his lunch bucket and giving mumma an absent-minded pat on the back. "Well, now, you children have a good time."

And with mumma right there listening, what else could I say?



**Winter**

I started to duck out after him, but mumma called me back, and I just knew from the way she looked that she wanted a Valentine from papa all right—but not unless he thought of it himself!

So on the way to school I told the rest of the kids—Carol and Frank and Teresa and the twins—that we ought to do something, but they just laughed at me. They are definitely not romantic. Carol's a tomboy; Frank's so hipped on airplane models that he practically breathes through propellers; Teresa is a little saint—well, ' mean practically, and we're all sure she's going to be a nun when she grows up, so you couldn't expect her to think of worldly things like papa sending mumma a Valentine; and of course I've already told you how Jimmy and Johnny act all the time.

"Well!" I told them when I left them at grade school and Carol and I went on to high, " certainly don't think you kids appreciate how wonderful mumma is to us, the way you never seem to do anything for her. Except Teresa," I added, because of course Teresa is always helping mumma—a lot more in fact than I ever do.

"Valentine's Day!" Carol snorted, hitching up her blue ski-pants. "I'd just like to see anybody send me a Valentine!"

And it was just at that point that Barry Owens stopped me in front of St. Mary's, and I

wondered what made him blush so hard and then I found out—and I guess probably that was the turning point in my life. But as I told you, I am trying to write this story about mumma and papa.

Well, anyhow, mumma sat down at her sewing machine that afternoon and made me the pinkest, snazziest dress you can imagine, and it positively swirled around my feet.

"Oh, my," mumma said wistfully, "don't I just wish I could get into that dress and go traipsing off to a Valentine Ball!" And then she laughed, the way she always does when she's kidding herself about being fat. And I hugged her so hard it's a wonder I didn't reduce her to a size 12. "Mumma," I said, "I just love you, and I'm sorry I'm always so careless and thoughtless and selfish and—and—"

"Whish!" Mumma said. (It's the Irish in her.) "I'll not listen to such talk about my dearly beloved daughter!"

Well, if you can imagine making about 50 dozen Valentine cookies in the morning, and a pink party dress with three yards of skirt in the afternoon, you'll understand how mumma was a little bit late getting started on papa's dinner.

It was about 5 o'clock, and getting dark, when she handed over my beautiful dress for me to iron, and rushed out to the kitchen all out of breath. And there—would you believe it—were my big brothers Nealie and Ed, just out of the army and navy—respectively — with their hands and mouths full of cookies.

"Nealie!" mumma said reproachfully. "Ed!" The cookies were down to about two dozen, and if it had been Jimmie and Johnny they would probably have got a good licking. Not that mumma couldn't have licked Nealie and Ed, though they were over six feet tall, but ever since they got home safe from the war mumma hadn't been very good at scolding them. So she just said, "You'll ruin your supper."

Then she cooked supper, and if you ever smelled summa's suppers cooking, you would know that nothing could ruin it.

"Why are you having everything papa likes tonight?" Nealie asked, teasing.

And Ed said, "Where's papa, anyhow?"

So then I called them out and we had a conclave about how papa was probably not going to bring home a Valentine at all, and mumma's heart would be broken. Not to mention his being late to supper again. But Nealie and Ed just laughed at me, like the kids.

"But mumma's so romantic," I protested.

"She ain't the only one," Ed teased.

"So little Molly's going to the Valentine Ball," Nealie chimed in, and I could tell they were going to rub it in till my face would be so red it would clash with my beautiful pink dress. So I ran upstairs.

When I went into our room, I was thankful Carol and Teresa weren't there. Because I had an idea. There was a Valentine in my bureau drawer, under my hankies. It came in the mail, without any name, and it really was a super Valentine. It must have cost at least 50c, and I could never have afforded to buy one that nice.

"Oh, Barry," I whispered, because I knew perfectly well who it was from. "You'll understand won't you?"

Then I marched into mumma's room before I could change my mind, and got a pencil off her desk, and printed "TO MY DARLING WIFE" on the envelope, and put in under her pillow.

By that time it was getting toward 6 o'clock, which is when we eat, and I was keeping my ears open for papa. If Barry—I mean—if whoever I marry doesn't come home immediately as soon as he gets through work, I am simply going to be devastated. Or is it desolated? Well, anyway, mumma never is, but I had a feeling she would be if it happened tonight.

And it did. And she was.

Nealie and Ed wanted to eat, but she wouldn't.

"No," she said firmly. "This is a special Valentine's dinner, and we'll all sit down together."

Well, it got later and later. The kids were rubbing their stomachs and groaning, and I was fidgeting because Barry was to call for me at eight, and it

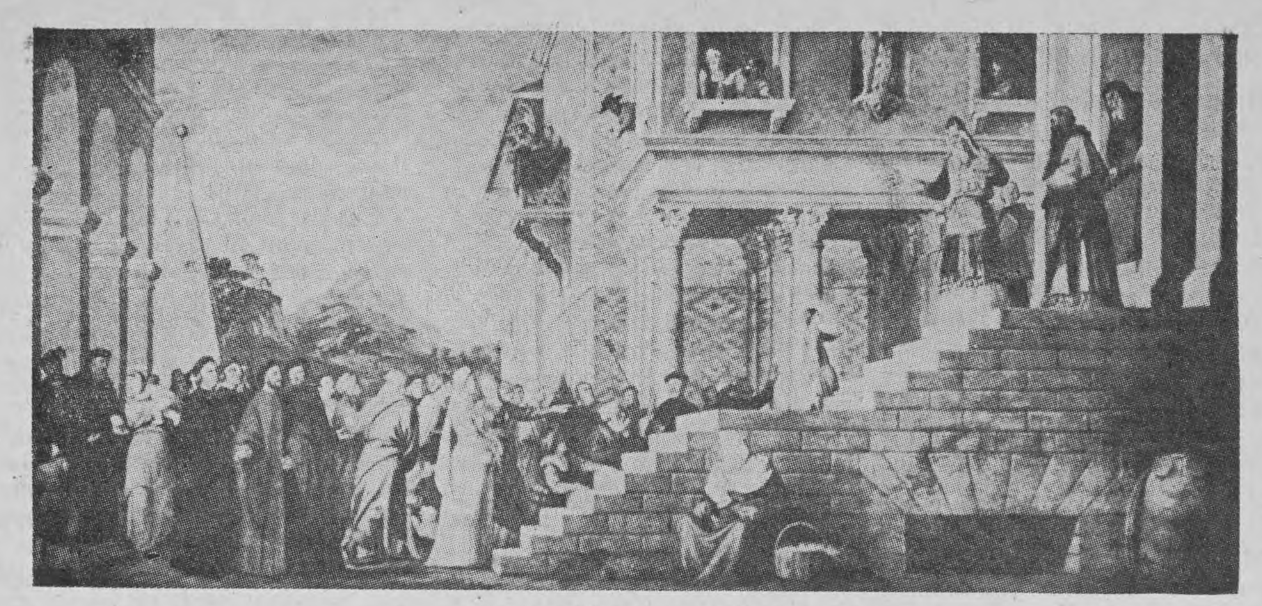
## WHATSOEVER YE DO . . .

By BEDA HERBERT

It is estimated that between forty and sixty million children will go hungry in Europe this winter.

O monstrous multiplied a million fold
The Christ-Child hungers, and the world's rough inn,
So raucous with harsh rancor and hate's din,
Can find no room for Him, and, as of old,
He shivers in the sleet-sharp winter cold
Wherever children lie wrapped in the thin
Rough raiment of the poor: 'gainst Him they sin
Who shelter from these little ones withhold.

"Whatever ye have done," the Master said,
"To these My little ones ye do to me,
As though ye came unto the House of Bread*
Led by the Star of Love unerringly:
Whoso shall feed My little ones hath fed
God's Son in mystic multiplicity."



**The Purification of Mary.**

would take me at least two hours to get dressed.

So mumma finally relented and began to bring in the things she'd been keeping hot. It was roast beef and browned potatoes, which I love, but somehow I didn't seem to feel very hungry, I guess on account of it being my first date.

The kids were unusually quiet at supper except the twins. Nothing ever squelched them. In fact, they seemed unusually excited about something, and finally Johnny burst out through a mouthful of browned potatoes and gravy, "Mumma, I wish't you'd look in the mailbox!"

So mumma went to look in the mailbox, and when she came back, she had her hands full of Valentines and a large box of flowers! We all sat so still we could hear the clock ticking. And then I noticed that Nealie and Ed and all the kids were blushing as red as the roses in that box. A horrible suspicion struck me, and I wished I could crawl upstairs and get that Valentine I put under mumma's pillow.

"Well," mumma said. "Well!"

And she opened them up, one at a time, very slowly.

"Who are they from, mumma?" the kids squealed. But I knew—and so did they.

"This one," mumma said, "is from papa." Then she looked at another one, and she said, "And so is this one!"

We sat there with our mouths open.

"This one doesn't say," mumma said. I guess that must have been Teresa's. Teresa would never even tell the littlest fib. "But I guess it's from papa, too," mumma added with a queer smile.

Then she opened the last one, and I could see the twins squeezing hands under the table.

Mumma began to laugh; she laughed so hard she dropped the last Valentine and I bent over quick to pick it up. And so did she, so our heads almost bumped. I just caught a glimpse. "FROM POP," it said, and a tear fell out of mumma's eye on it, and she snatched it and sat up and smiled you'd never know she'd been crying.

Then mumma said, "Children, you are a pack of rascals, every last one of you, and I should be scolding you this minute for practicing such a deception."

"But mumma," Nealie said, "the roses—"

"I heard your loud voice over the phone," mumma cut him short, shaking her head. " 'Twas not in vain you were a sergeant in the army!"

"Oh, shucks," Nealie said.

"I told you to pipe down," Ed put in disgustedly. "The army! Huh!" (Maybe congress will decide to lump the army and navy, but Nealie and Ed never will!)

"Molly," mumma said, quickly changing the subject, "if you want to be ready when your young man comes, you better hurry upstairs and dress."

I went, but thankfully. Somehow, I couldn't keep on being so thrilled about Barry, and my pink dress, and the Valentine Ball, when I knew how mumma must be feeling.

After a while, Teresa and mumma came up to help me get into my dress, and Carol came up to watch, sniffing from the doorway about how nobody'd ever get her into a frilly pink number like that.

And mumma said, "You have a good time, Molly darling! It's the thrill that comes once in a lifetime."

Then she sighed, and I sort of burst out what I'd been keeping in all day. "Papa ought to be

ashamed of himself. It oughtn't to come once in a lifetime!"

Mumma stared at me, just like she had no idea what I was talking about, and then she said, "Whish, Molly, just wait till you have a fine family the like of mine, and then you'll know what it is to be truly happy. The trouble with you is, you're too romantic!"

And with that, she went steaming out of the room and called down to the boys, "If that was Barry I just heard coming in the door tell him Molly will be right down, and bring out a plate of cookies!"

"I don't care," I told Teresa stubbornly—because you always can depend on Tess for sympathy—"papa could at least have come home in time for dinner."

"I think mumma's worried," Teresa said, in her sweet, wise little voice. "That's what's the matter with mumma."

"Oh!" I said.

Maybe Tess was right. Though papa was quite often this late, so mumma shouldn't be worried. But if she loved him quite a lot —maybe that was it. I felt better.

So I went slowly downstairs, not forgetting to swirl my skirts and it was okay about the cookies because Barry must have felt the way I did, about eating. He hadn't touched them!

Then he stood up and looked at me. And do you konw, I forgot all about mumma and papa! "You look nice, Molly," was all Barry said, but it was the way he said it.

I practically floated out on Barry's arm, not paying any attention to Nealie and Ed and the twins teasing and giggling behind us. We would never be unromantic like papa and mumma, of that I was sure.

And out in the vestibule, I bumped into papa! I introduced him to Barry, and papa said, "Oh dear, is supper over already?"

And I said indignantly, "Yes, it is. And mumma's been worried about you!"

But papa shook a big red package in front of my nose. "She'll forgive me!"

"Oh, papa!" I squealed. "A candy heart! You darling, darling, darling—you remembered!"

"Of course I remembered," papa replied with dignity. "But I had to go to every last store in town to find one big enough for your mumma!"

### HANG CLOTHING

Parents who have difficulty teaching children to be tidy and to hang up their discarded clothing, now have the support of the Department of National Health and Welfare. In a bulletin, the health authorities say that it is necessary to hang clothing which has been worn, so that it will air thoroughly. Due to the perspiration and body odor worn clothing absorbs, this is a matter of health concern. The department also approves of frequent washing, pressing and brushing of clothing.

# On Reading the Bible

By C. P. ENZLER
(The Magnificat)

The beginning was just before Christmas, several years ago. I had trudged the snow-covered streets most of the morning, with the wind nipping my ears and the crowds of shoppers buffeting my arms and elbows, until I was glad to find shelter in the quiet book shop. The place was off the beaten track. Only the initiated knew of it, but it was a cozy little store that I had the custom of reserving for the last. Here I found gifts for those on my list who "had everything," but could always find pleasure in a new prayer-book or rosary or picture of religious theme.

When I got inside that day, with some tramping of feet to shake off the snow and my handkerchief ready to wipe my misty glasses, my sigh of relief must have been audible, for the wizened proprietor said: "It's good, isn't it, to get off the streets?"

"It's even better to have your Christmas shopping practically finished," I replied.

"Oh," he said cheerfully, "Christmas shopping is no trouble." I am afraid I glared at the little fellow. "Of course, you don't believe me." His gnome-like countenance lighted up. "But it's really simple. The secret of Christmas shopping is the New Testament."

"Pardon me," I said, "I don't believe I understand."

"Oh, yes," he said with a smile, "there's very little to it. Every year I give a number of New Testaments."

"To the same people?"

"Of course. If they have appreciated my gift and used it daily, then it will be almost worn out. If they have not used it, my giving another is an excellent reminder that they should use it."

Well, as I have said, that was the beginning. Having a slightly statistical turn of mind—together with a persistent urge to poke my nose into other people's business—I began an unobtrusive survey of my friends' reading habits.

"Do you have a Bible?" I would ask politely, striving to give to the question the same casual inflection of, "Do you have a match?"

The answer usually was a bit apologetic, "Why, yes, I've got one around somewhere. Don't know exactly where I've put it at the moment, though."

That was enough said. Upon my little survey chart a mark would shortly appear in the column: Seldom Reads Bible, If Ever.

The rather startling truth is that among my friends, most of whom are fine Catholics, well-trained in Catholic institutions, practically every one has a Bible or a New Testament, and practically no one reads it as often as once a month, excepting of course the Sunday Gospels and Epistles. Only one "believed" that, at some time or other during his life, he had read practically all of the New Testament. Two others had "started," but had quickly bogged down. Incidentally, of the two, this writer himself was approximately half.

I have examined my little survey from every conceivable angle, and from every angle it leaves something amiss. We Catholics read Winchell and Hedda Hopper, Edgar Wallace and Dashiell Hammett, Walter Lippman and Westbrook Pegler; but Matthew, Mark, Luke, and John, no. The Church grants a plenary indulgence, once a month, to those who read the Bible fifteen minutes



Huber-Sulzemoos

**The Old Song.**

daily. Somehow life is too short, the days too full; we don't get around to it. Centuries ago St. Jerome warned that ignorance of Scripture is ignorance of Christ. The proof is present in superfluity today.

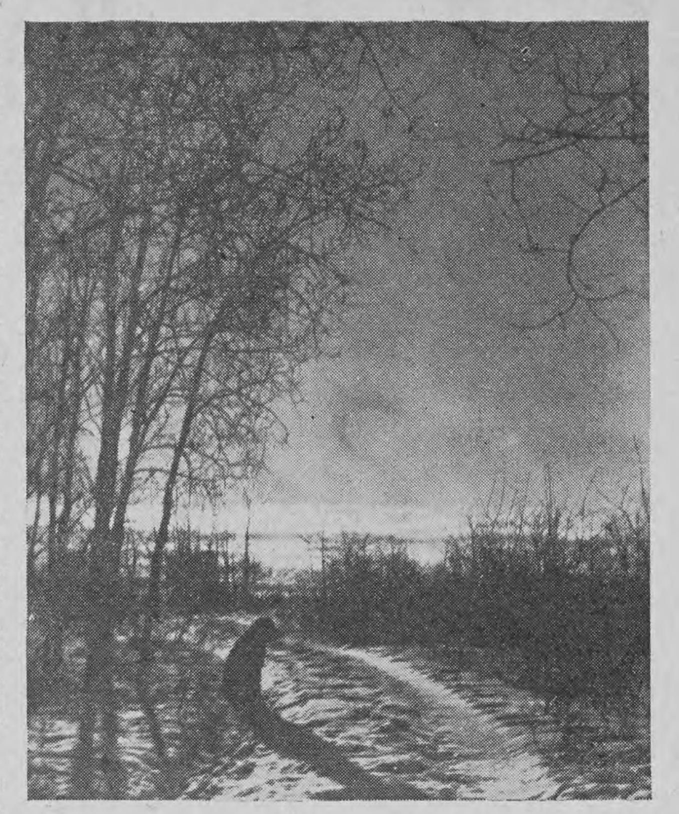
It is the peculiar characteristic of the saints that they are completely practical about God. Thus St. Jerome, with a logic and hard-headed practicality many a tough businessman would envy if he took time to think about it, gives us the bedrock reason why we should read the Bible: **To know Christ.** To know Him intimately, to know Him accurately and of course to love Him better. The other inducements, if they may be so called, such as the indulgences, the knowledge of biblical characters, the lessons in living, the thoughts on the after life are only the gravy on the meat. Christ is the Thing.

To most of us who are of the laity and who have been blessed with thorough religious training, this is no new thought. But it is often a forgotten thought. In the high school that I attended some twenty years ago was a priest, a teacher of courses in religion, whose unswerving endeavor was to place indelibly in our minds a picture of Christ, as God and as Man. Over and over, he would ask us: "What was Christ like? Can you see Him? Do you have the picture?"

He would select a verse, a phrase, sometimes just one word, and would set us on the trail, like so many amateur detectives, seeking to build a case, a theory, a picture upon a lone clue. I particularly recall the word "steadfast." The passage runs: "He steadfastly set His face to go to Jerusalem." This was when He was nearing the time of His crucifixion, knew all the torments ahead, feared them, shrank from them, but none-theless "steadfastly" followed His appointed way. We got the picture—some of us at least—and it has helped in some tight corners.

What brought all this back to me was hearing this same priest, a little older, a little more saintly, too, speak recently to a group of Holy Name men on the "humanity" of Christ. In more than twenty years, the theme has not changed; grown a bit, yes, but not changed. The purpose of reading Scripture is still to "put on Christ."

To do that it is helpful, maybe even necessary, to "see" Christ. The Four Evangelists were not as graphic as Steinbeck or Hemingway, but they told a meaty story. A little digging, a bit of meditation and the "seeing" progess gets underway. It helps to paint the picture in one's own terms. For example, John tells us that John the Baptist was standing by the river Jordan with two of his disciples, when Jesus walked by. And John said: "Behold the lamb of God!" whereupon the two disciples followed Jesus. And Jesus suddenly turned on them and said the then equivalent of "What do you want?" The disciples asked the somewhat illogical question, "Master, where do you live?" Jesus said, "Come and see." And



**No one likes HIS song.**

they came and stayed all the rest of the day.

There is so much more in that passage than meets the casual eye. Meditate. Let imagination roam. Then see what you shall see. Put yourself in the place of one of the two disciples. One was Andrew, brother of Simon Peter. The other is you. You and Andrew have been followers of John the Baptist, that great preacher-saint who went about telling mighty and low to "make ready the way"; who called the politico-religious Pharisees "Brood of vipers!" to their faces; who told the crowd, "Let him who has two tunics share with him who has none; and let him who has food do likewise."

You, as a disciple of John the Baptist, are disturbed at the injustices you see about you: the intolerance, the hypocrisy; the concern of the wealthy with money; the hollowness of religious belief. And then one day, a Man passes by, and John, your mentor, says, "Look, there is the Lamb of God." And, forthwith, you and Andrew begin to follow Him.

Why? What was the magnetism that drew you to Him? What attraction was it that caused you to leave the great preacher to whom you had been devoted for months, perhaps years, to follow this Unknown? But follow Him you did. And then suddenly He turned on you, waiting for you to approach, and asked, "What do you want?"

The sensible reply would have been an apology, a request to speak with Him, an explanation that you were a disciple of John, and that John had spoken of Him as He passed; anything but that question, "Master, where do you live?"

You were obviously perturbed. There was authority in His bearing; you immediately called Him "Master." You probably stuttered and were silent, and felt your temerity in following Him and could have bitten your tongue out for impertinently asking the first word that came to mind, "Where do you live?"

And then He quickly put you at ease with the simple, gracious invitation, "Come and see." And you went, no doubt to where He was staying with His Mother, and so enraptured were you that you remained with Him all the rest of the day.

Already we have a fine picture of Christ, and from just a few words of the Gospel. He was magnetic, for you followed Him. He was calm and poised and He knew how to handle men; see how he challenged Andrew and you. He was a gracious host, for He invited you to His home and you stayed the whole day.

His ideas struck fire in your mind. He, too, was revolted by intolerance, hypocrisy, overweening love of money, and hollow religious beliefs. John the Baptist had held you for a long time. But this Man was greater, and He won you completely in a single day.

In fact, He impressed Andrew and you so much, that Andrew ran home, found his impulsive brother Simon, possibly wakened him out of sound sleep, and told him: "We have found the Messias.' And he took Simon to Christ. And before Simon or Andrew said a word, the Master looked at him and said: 'You are Simon, the son of John; but you will be called Peter'."

Imagine the effect that had upon those two fishermen.

It is fascinating to read a page or two of Scripture and let your imagination fill in the details. Take the miracle at Cana. Some have thought that this was the wedding feast of Nathanael, and that Christ was invited because Nathanael had just recently become one of his disciples. Monsignor Knox, author of the wonderful New Testament in English, points out that Christ may not have changed the water in the pitchers to wine, but instead may have had the waiters draw out water to fill the six stone jars. Then, He may have told the waiters to "draw out now" from the well, and this time instead of water, they drew wine.

Or take the Sermon on the Mount. To most of us, the Sermon consists of the eight beatitudes. But the beatitudes are merely the beginning of the discourse. It continues at considerable length, the most magnificently complete and authoritative sermon ever delivered.

Picture the scene. He had gone up the mountain to pray and He prayed all night. And when He came down the next day, people had gathered from all Judea and Jerusalem and the sea coast of Tyre and Sidon. They came for two reasons, to hear Him and to be healed. They pressed close around Him, tried to touch Him, for power "went forth from Him," and they were cured. First, He healed the sick, then He began to teach. And what a lesson there is in **that!**

Or take the episode in the temple, when He drove the sellers and money changers out and upset their tables. For me, that drama becomes even more fascinating when I allow imagination to transform it into a modern episode. Those of us who live in Washington sometimes witness desecration of the halls of government no less revolting than this scene from Scripture. We see lobbying, cocktailing, subtle forms of bribery day after day. We have witnessed infamous filibusters in the Senate whose openly avowed purpose is the prevention of intolerance. We have seen politicians quibble and debate over "tremendous trifles" while momentous issues affecting the food and shelter, the very lives of millions, are buried in committee.

Sometimes one wonders what Christ would have had to say about that if He had come in our day instead of nearly twenty centuries ago. But one wonders, too, whether we would have given Him one whit more of our precious attention.

But I see that I have wandered quite far afield. What I started out to say was that the Bible is an everyday book, good for three hundred and sixty-five days of the year. It helps the persevering reader to know and to love Christ better — which, no doubt, was what my friend, the wizened proprietor of the little book shop, was trying to tell me several years ago.

---

### HAND CLEANLINESS

Need for hand cleanliness is the subject of a bulletin issued by the Department of National Health and Welfare. It isn't only a matter of decency, but a vital health concern, say the doctors, for bacteria inevitably collects on the hands and is readily transmitted. "It's sheer self-preservation to keep hands and nails clean", declares a health authority, "for disease can spread rapidly from the germs they may harbour."

### DENTAL CARE

The Department of National Health and Welfare, Ottawa, joins in urging care of the teeth. It points out, in a recent bulletin, that the great majority of people are subject to dental caries. Dentists should be consulted at least twice a year in order that decay may be detected and checked in its incipient stages.

# An Aged Missionary Goes Home . . . . . . . .

BATTLEFORD—The remains of Father August Forner, O.M.I., veteran missionary of the West, were laid to rest in the Oblate Cemetery, here, the day after Christmas. Father Forner was called to his reward quite suddenly at Prelate December 22 after an ordinary cold had turned to meningitis. At the time of his death he was chaplain at St. Angela's Convent of Ursuline Nuns, here.

Father Forner was born in Upper Silesia, Diocese of Breslau, in 1875 and was educated in Oblate schools in Germany. Ordained priest in April 1901, he came to Canada in September of the same year and immediately began his missionary work at Fish Creek, Sask., where he labored as parish priest till 1908. Here he had charge of 400 families in 1901, who had increased to 1200 in 1908. They were chiefly Polish and Ruthenian.

From 1908 till 1914 Father Forner worked at Rosenheim near Provost, Alta., where he had charge of all Catholic settlers on both sides of the Saskatchewan-Alberta border up to Hardesty and Wainwright. The years 1914-1921 found him at Scott and missions. During this period he built and paid for the church at Revenue.

In 1921 he was sent a second time to Fish Creek, where he took care of all Polish families, including Krydor and district, till 1926, when he was transferred to Camp Morton, Man., and its missions. In 1933 he was moved successively to Windthorst, Blumenfeld, Lancer and Battleford and in 1942 he was named chaplain of the Ursuline Sisters, Prelate.

The Rev. Mother Superior of the Ursuline Convent, Prelate, relates the following about Father's last days:

"Our good old Father Forner told us: 'I am going home — to Heaven', and that he did on December 22nd. R.I.P. Father had enjoyed the Feast of the Immaculate Conception in a remarkable manner this year. Soon after that he became very anxious to get his parcels off to his poor starving relatives in Germany. We noticed his pallor, but thought it was weakness due to over-exertion. Soon, however, his stomach retained no more food. On Wednesday, December 17th, he said his last Holy Mass; we had no Benediction that afternoon. His ear became very painful and he felt dizzy and faint. We called the doctor who was rather alarmed about the bleeding ear. He gave him some pills and said he would return in twelve hours. Father gave us Holy Communion on Thursday and Friday morning. By Friday noon the doctor had finally persuaded him to come to the hospital. Father was most reluctant to go, not wanting to be left alone without the Sisters. We assured him that we would not leave hime alone, and told him that if he would go now, we would be able to have him home for Christmas, to which he almost knowingly replied: "Home? . . . I am going Home, there!" and he pointed upward. "This is my last passage" Indeed, it was. He walked aimlessly from room to room giving a farewell look at everything. As we helped him put on his fur coat, he wondered if it had not been 'too good a coat for a poor Oblate.' We recalled to him the cold, wintery days he had weath-

---

ered as a veteran Missionary, and he became silent. Three Sisters took Father to the hospital in the car. He was in bed but an hour when he could no longer raise himself from his pillow.

"On Sunday morning he felt somewhat better; he was quiet and even capable of enjoying a little humour. The Sisters told him they were trying hard to be good so he could come home for Midnight Mass. They said: "You know we can be good, don't you, Father?" And he replied: "You, good? It is doubtful." But never once did he metion that he would be back. He ate a good dinner that day; at 2 p.m. he took a turn for the worse; at 3 p.m. upon awakening, though delirious, he wondered if he could "risk saying Holy Mass in the morning" — then he was silent. He He became feverish, breathed heavily, but slept. At 10.30 that night the doctor telephoned to tell us that Father had Meningitis, and death was feared. When Father Schneider came to give him Extreme Unction he remained speechless but seemed to understand perfectly well what was going on around him. We never left his bedside, and hoped against hope that Father P. Riffel, who was coming for Christmas work in the parish, would arrive on time.

"That afternoon Father ran a fever of 106; the Meningitis had paralysed him and the doctor believed that he felt no pain. He had turned him to his right side and his breathing became less and less labored; he seemed to be peacfully asleep, but at times the heart seemed suddenly to fail him.

"Three of us sisters were around his bed just as the train pulled in. We just finished the Haily Mary: "Now and at the hour of our death. Amen. Glory be to the Father" . . . when the nurse turned to say, "Father has gone."

"Father Riffel walked in shortly after . . . then went to toll the church-bell to announce Father Forner's 'passage home'.

"Death was a frequent topic of Father's, particularly during this last while, and certainly he met a merciful Judge. After all his pioneering years of priestly labor, the hours of solitude in the precincts of a quiet Convent home must often have been like a 'second novitiate' to him. However, our requests were never too much nor out of time. Father was always ready to serve others. Furthermore, the edification he constantly gave us in keeping his religious vows was ever an inspiring example to the entire Community which he served so faithfully unto the very end of his earthly pilgrimage. May God richly reward our good Father Forner."

# THE RETURN

## A SHORT STORY

By C. F. HILLEARY

The air in the large studio of Jack Marvin's country house was hazy and acrid with the smoke from innumerable cigarettes; there was a continuous babble of voices as cocktail glasses were refilled again and again. Marvin, half drunk, sat at the piano playing a ribald chanson while Nana, his wife, sang in a nasal tone imitative of a certain actress of dubious renown.

There were a dozen or more couples, and those who were not attempting to sing with the hostess were laughing and talking foolishly over everything in general and nothing in particular. Beyond a doubt the Marvin's party was literally becoming a howling success.

Over in one corner of the studio on a divan sat a man who should never have been with these people; a man who, at one time, would have looked upon such a gathering with disgust. He was Jim Pembroke the novelist, and he was, at the moment, pouring out his marital troubles to a man he had just met that night. A sign that he was not only dulled by drink physically but also spiritually blunted, for his wife's name had always been a sacred thing with him.

"You see," he explained thickly, "Eve is not like Nana—Not a good sport at all. Too religious, if you know what I mean—Prayers and novenas and all that sort of thing. Overdoes it! Now I'm a Catholic same as she, but I don't see why that should stop me from enjoying myself a little, No call these days to be a martyr.—She doesn't care to see a man take a drink now and then. No sense in that attitude, is there?"

"I have three fine children, two girls and a boy. Got a servant to look after them now. Eve could come along with me and have a good time. But she won't. She thinks I'm drinking too much. A couple of weeks ago she asked me to stop. I told her flatly I was taking care of her and the children all right and I could take care of myself, and to prove it I've been living at my club ever since. First time I've left her, but maybe she'll get some of those fool notions out of her head if I stay away a bit. Might appreciate me better when I return—Been married now for ten years, and I'm only thirty-eight. Young yet, but she doesn't want me to get any fun out of life . . ."

At four in the morning Jim Pembroke awoke to find himself

lying across a bed in one of Marvin's guest rooms. He had not turned out the lamp on the night table, nor had he taken off his clothes. Shakily he got up and looked at his watch. His temples throbbed and his throat was as dry as dust. He wondered if all the guests were gone, the place was so quiet.

"Gone or asleep," he mumbled to himself.

He felt the need of air. It would brace him up to get in his car and drive with the windshield open. Besides he wanted to get back to town. He had an apointment with his publisher at ten.

"I'll tell Jack and Nana goodbye some other time," he said as he came downstairs and found the studio deserted.

A few minutes later he was driving along the highway with a cool breeze fanning his face. It was sixty miles to the city, but he drove slowly, since he was in no hurry. He felt unusually depressed somehow, yet he would not admit that he was satiated mentally and physically with the life he was leading. The same as he would not admit Eve's being right. Nevertheless he was bordering on a nervous breakdown unless he checked his pace. And it would take something like a miracle to make him do that, for he had a stubborn streak.

"A steam bath and a massage, and I'll feel fit as a fiddle," he told himself.

He was nearing a sharp curve in the road when his headlights focused upon a wrecked car. He drew up closer, wondering if the accident had just occurred. He saw no one about.

The driver of the high-powered roadster had apparently been travelling too fast to make the turn. The car had jumped a shallow ditch and crashed head-on in to a huge oak ten yards off the road.

Pembroke stopped his car. It was still too dark to see distinctly, so he turned his spotlight on the wreck, and got out to see if he could be of any assistance.

There was no one in the wreckage, but whoever had been in the car must have been killed instantly. The impact had been so great that the motor was driven clear up into the seat.

"Must have happened last night," he murmured.

He gave an involuntary shudder at the sight of the bloodstains that glistened blackly in the glare of his spotlight, and was about to return to his car when the familiar appearance of the roadster checked him. And then for the first time he noticed the license plate dangling from the rear fender. His brain reeled with the very horror of the discovery.

"Good God! Eve's car!"

For a moment he stood rooted to the spot, then slowly he turned and went back to his own car. Minutes passed as he sat behind the wheel too stunned to move. In flashes his mind sped back over the years. Those years when Eve alone had faith in him and in his writing. It was she who had urged him on to the final effort which had been the making of him.

How he had sweated over that novel, working until late into the night. And that after a full day's work in a broker's office! Yet Eve had worked equally as hard. With her multiple duties of housewife and mother she was always ready to help and encourage him. When the children had been put to bed she would check the pencil-scrawled chapters, correcting any errors in punctuation or structure which he might have carelessly made, and then neatly type the completed work.

And those little midnight snacks which she prepared! How he had looked forward to them to break the monotony of his work, and afford him and Eve the opportunity to sit quietly and plan the future. There had been no time for parties and and drinking then. Yet they were happy; happy in their mutual love, in the love of their children, and in their work.

He recalled their elation when that first check arrived from the publisher. They had celebrated by buying some much-needed clothes for themselves and the children, having the house painted inside and out, and paying up the balance of their pledge on the new parochial school. Yet little did either of them dream at that time what the future successes would bring.

His ambition, in the beginning, had been modest. A place in the country where he and Eve and the children would be free to work and play together. But the money began to come too easily. Drawn into a whirl of social activities, this habit of drinking had slowly but surely grown. Eve foresaw the outcome and had pleaded with him for his own good, but he had been too engrossed to listen.

## MAXIMS

The following were some of the spiritual principles that were followed by Cardinal Merry del Val:

"Pray slowly, but if you notice that you have said a prayer hastily or distractedly, do not repeat it, but ask God to give you the grace to do better another time."

"When you see that you have failed, at once make an act of the virtue contrary to the fault."

"God gives His graces at the moment when one needs them. We must not torment ourselves, foreseeing sacrifices which at the moment He is not asking of us. And we must not doubt that God will give us strength to do what He demands of us."

"Do not forget that unless you crucify yourself you will crucify Jesus Christ."

In a world of worldlings even his faith had become dormant. It was this phase of his moral collapse that caused Eve the gravest concern. He realized that now. And he realized, too, why in the past year she had made novenas and prayed with increasing fervor. He would not listen to reason, and there was nothing else left for her to do but pray for the fool that he was.

As he sat there in his car his thoughts suddenly returned to the grim present.

"She must have started for Marvin's after me!" he groaned. "But how did she know I was there? And what could she have wanted to tell me that would cause her to travel with such speed?—Perhaps it is one of the children! Something must have happened! Oh, God, it's too late now to ever make amends to her!"

He must find out where she had been taken and just what had happened. The police, no doubt, had called his home. Savagely he shoved his foot on the starter, and, like a demon, drove the remaining distance.

His home, a beautiful old Colonial mansion, was on the outskirts of the city. As he entered the broad driveway and saw it in the gray light of dawn it seemed like a huge, worthless pile of bricks and mortar—a place that would never be a home again but a cold mockery of his ambition.

He let himself in with his key, and without pausing, dashed up the broad staircase. Nervously he glanced into the children's rooms. They were sleeping peacefully. He choked back a sob as he realized the tragedy that had befallen them through his own folly.

He must call the police immediately now and find out where Eve had been taken. There was a telephone in his bedroom. Hurriedly he rushed down the hall and threw open the bedroom door.

On the threshold he stood frozen in his tracks. A feeling of awe crept over him, leaving him shaken and inarticulate. There, seated at the window was Eve. She was wearing a pale blue dressing gown which accentuated the dark ringlets of her hair that curled about her shoulders—like an angel's.



**Mary Magdalen**

She had been gazing out over the grounds as if in deep thought but as the door swung open she turned, startled for the moment. And then seeing him standing there white-faced and speechless she quickly arose and went over to him.

"What on earth has happened, Jim?"

She was no apparition after all! She was real! She was alive! Jim Pembroke felt himself grow weak and tremulous. He steadied himself with one hand against the door jamb.

"Eve! Eve! Are you all right?" he suddenly murmured.

"Why, of course, Jim," she assured him gravely, seeing the strange look in his eyes. "Is there anything wrong with you, dear? You seem terribly upset—"

"No, no! I'm quite all right! But your car, Eve? I saw it horribly smashed up on the Westchester Pike—"

"Yes, I know. That's why I'm awake. The car was stolen while I was at Martha Craig's last night. I notified the police. They called me at two o'clock this morning to tell me that the man who stole it had run it into a tree and was killed instantly. They said the car was a total wreck. I couldn't get back to sleep after that, so I got up. I didn't hear you come in. I suppose I was just sitting there—dreaming."

And praying — for me: he thought. And he marveled at the inscrutable way in which God had answered those prayers. Call it a miracle, a coincident, or an accident, there was no doubting the effect. He felt as Lazarus must have felt when he was united to his loved ones again.

"Eve," he said, and his voice grew husky with emotion, "when I saw your car, and thought of the horrible way you had been snatched from me I suddenly realized just how much you meant to me. I felt that I could not go on without you. And then when I found you here alive and well—Why, it was just as if God had given you back to me. What a blind, selfish fool I've been!—Can you ever forgive me, Eve?"

Eve's large blue eyes were misty as she looked up into his —misty with the tears of recovered happiness.

"Jim—Oh, don't you see, dear, that I have been waiting and hoping and praying for the real Jim Pembroke to return to me—"

Before she could say more Jim had her in his arms.

## MAKING A WILL

A wealthy woman was dying. She had two daughters, one married and the other a Sister of Charity. While her lawyer was making her will, her daughter's husband was at her bedside and heard her directing him to divide the estate equally between her two daughters.

"But mother," remonstrated the son-in-law, "are you going to leave half your goods to your daughter who is in the convent?"

The dying woman raised her head and answered: "Do you think that my other son-in-law, Jesus Christ, is of no importance, or that my grandchildren, the poor, have no right to inherit my property as well as the grandchildren whom you and my daughter have given me?"

### HEALTHY VOICES

Even the human voice plays its part in creating health, says an authority in the Department of National Health and Welfare, Ottawa. It works this way—voices influence others: if a person has a pleasing voice, that improves the personality and acceptability: to be socially acceptable brings happiness, and happiness, in turn, brings health. Monotonous, shrill and high pitched voices as well as slurred and mumbled words, lessen chances for happiness.

Little energy is required in talking. Continuous talking for 277 years will only use as much energy as is produced by an ordinary electric light bulb burning a single hour.

European voices are stronger than those of Americans.

## IRISHISMS

If I only knew where I was to die, I would never go near the place.

Upon seeing grapefruit for the first time an Irishman said: "Thim's pretty big oranges and it wouldn't take many of thim to make a dozen."

Do I belave a woman can amount to as much as a man? No I do not. How can she when a man has got a wife to help him?

—C. D. Stewart.

### PERSPIRATION

Those clean, self-respecting people who do not believe that they perspire, or, if they do, that this isn't noticeable, are reminded in a bulletin from headquarters in Ottawa of the Department of National Health and Welfare that everyone perspires and that it is only natural and well for their health that they should do so. It is through perspiration that the body removes certain wastes. The department has only the time-honoured reminder of the value of clean living, clean skin and clean clothing, to offer for those who would not offend.

The lower classes of people in China have food "on the brain." The subject occupies four-fifths of the conversation of the common Chinese.

We ought to work and suffer for God; and for the rest let Him make use of us according to His good pleasure, for the fulfillment of His most holy Will should be our sole and only desire.

There is not much difference between 'blarney' and 'baloney!'

# The Question Box

Only signed letters will be answered

**Are Catholics today forbidden to read the Bible?**

They are not only not forbidden but are encouraged to read the Bible. However, the Catholic Church, as the divinely appointed guardian of the Scriptures, reserve to herself the right to interpret the Bible. And for that reason, also, Catholics are permitted to read only the authentic Catholic editions of the Scriptures, unless they have the permission of the Church authorities to read non-Catholic translations.

**Was there ever a female Pope, Johanna?**

No, there never was a woman Pope. This was once a favorite argument against the Pope and the Church; and, although it is not certain just where and how the story originated, it has now been rejected by all historians, both Catholic and non-Catholic.

**Does the Church teach that all pagans are damned?**

On the contrary, the Church teaches that God wills that all men be saved and that He gives sufficient grace to all men for this salvation. Just how the pagan is to receive the grace necessary for salvation is not definitely known. A pagan, of course, must have Baptism, at least of desire, and also the gift of divine faith. But just how and when and under what circumstances this may take place is a disputed point.

**Just what is sin?**

Sin is the conscious and free transgression of the law of God, a deliberate turning away from God as our Ultimate End. Therefore, a sin requires two factors: a knowledge of the wrong and the will to commit that wrong. For a mortal sin there must be complete knowledge and full consent to a serious wrong. The real source and reason of sin lies in the act of the will which turns us away from God to the sinful thing.

**Is a priest always bound to keep secret the sins revealed to him in Confession?**

Yes, a priest is bound by the natural law, the divine law, and the law of the Church to keep absolutely secret whatever he hears in Confession. Priests are forbidden even to speak about what they have heard in Confession, whether in private conversation or in sermons, no matter in what form or under what pretext this might be done. This law admits of no exceptions, even to save the life of the confessor himself or the life of an innocent person.

**Must Catholics believe all the miracles in the lives of the saints?**

Miracles are historical facts, and, therefore, are always to be weighed according to the rules of historical evidence. Catholics are not bound to accept the pseudo-miracles of the medieval writers, or of modern pious sentimentalists; but they do insist, against the modern rationalists, that miracles are possible even today. Therefore we need believe only in those miracles that are historically proved such, and then only with the sort of credence we give other historical facts.

**Just why is it wrong for a Catholic to attend services in a Protestant Church?**

As a Catholic you must hold as absolutely certain that the Catholic religion is the only true religion and that all other religions—no matter how sincere the members—are the inventions of men and are false. Thus when you attend those services with active participation you do God a dishonor and really place truth and falsehood on the same level. Again, by attending these services—even if you do not participate—you create the imperssion among those who attend with you that all religions are equally good and you thereby confirm them in their false beliefs. This is contrary to charity toward your neighbor. Thus it is not a suestion of broadmindedness but one of truth and of charity. It is a question of denying Christ by sharing in a false religion.

# Have you heard these?

The driver of the coupe jumped from the car and ran, they said, after the accident. The coupe struck another car before striking the man. Officers who investigated found seven cases of contraband corn whiskey in the driver of the car shortly.

* * *

Then there was the case of the show that was so bad that, after ten minutes, a man came out and asked the lady at the box-office if she could change his seat to one behind the pillar.

* * *

A five-year-old son awoke at 3:00 a.m. and said to his mother, "Mommy, tell me a story."

"Hush, dear," replied Mother, "Papa will be home any hour now, and tell us both one."



Dr. Carl S. Patton met a farmer who said he always drank fifteen to twenty cups of strong coffee a day. "But," inquired Dr. Patton, "doesn't it keep you awake?" to which the farmer gave the reply, "It helps."

* * *

Bus Driver: "Madam, that child will have to pay full fare. He's over five years of age."

Madam: "Why, I've only been married four years!"

Bus Driver: "Never mind the true confessions. Let's have the money."

* * *

Sign in Oslo store window: English spoken. Americans understood.

* * *

Two spinster ladies pictured in "The Country Gentleman" are busy working around their flowerbeds. Suddenly one looks up and exclaims, "Good gracious, Annabelle, the Duchess of York has lice again!"

* * *

Asked by a new neighbor if she had any brothers and sisters, the little girl replied, "I had a brother, but we're divorced."

"Divorced?"

"Yes: Pa's got Jackie and Ma's got me."











"Why don't you get a good brush? You could do twice as much work."

Painter: "Well, sir, I ain't got twice as much work to do."

# STUDENT BURSE

Einer unserer treuen Leser schreibt uns: Ich habe einmal gelesen, daß ein Katholik, der einem armen Priesterstudenten zum Studium verhilft, ein weit größeres und gesegneteres Werk vollbringt als wenn er eine goldene Kanzel stiften würde".

Wie wahr doch dieses Wort ist! Was ist wohl auch die allergoldenste Kanzel wert, wenn kein Priester auf ihr steht, der da von Christus predigt und von der Gnade des Himmels? Was ist wohl die allergoldenste Kanzel wert im Vergleich zu einem Priester, der überall predigen kann und predigen muß, in Kirchen mit goldenen Kanzeln und unter den Allerärmsten, die kaum ein Kirchlein haben?

Hilf uns, lieber Freund, lebende Kanzeln Gottes zu bauen, Priester zu erziehen und Missionare, die aus lebendigem Herzen das Evangelium Christi predigen.

Hilf uns in unserem Priesterstudenten-Hilfswerk.

Folgende Gaben wurden uns für die „Student Burse" zugesandt:

| | |
|---|---|
| Dezember-Marienbote | $3,897.22 |
| Ignatz Hoffart, Tribune, Sask. | 3.00 |
| Clemens Wagman, St. Gregor, Sask. | 1.40 |
| Ein Freund, North Star, Alta. | 2.00 |
| Franziska Jarmin, Leipzig, Sask. | 5.00 |
| Anton Boser Sr., Reward, Sask. | 5.00 |
| George Wiesner, Denzil, Sask. | 3.00 |
| | $3,916.62 |

Senden Sie Ihre freundliche Gabe an—

## The Marian Press

922-24 Victoria Ave. Regina, Sask. Canada


Ware's
LIMITED